

# EIN SONDERBARES BUCH

Erzählungen von Christian Knieps



Feedback an: [christian@christianknieps.net](mailto:christian@christianknieps.net)

[www.christianknieps.net](http://www.christianknieps.net)

Copyright © beim Autor

## Das Volk von Uqbar

Die Frage, wo das Volk von Uqbar lebt, gelebt hat oder in Zukunft leben wird, ist keine Frage, die sich das Volk von Uqbar stellt, denn es braucht sich diese Frage nicht zu stellen. Denn es weiß. Es weiß, weil es sich alles vorstellen kann.

Die anderen Völker, die mit dem Volk von Uqbar entweder bereits in Berührung gekommen sind oder es nur vom Hörensagen kennen, möchten jedoch mehr über das substantielle Wesen des einen Volkes wissen, das selbst kein Wissen benötigt, weil es sich dieses – ohne Rückgriff auf eine Geschichte der Erde oder der Staaten oder der Gesellschaftsformen – einfach vorstellen kann. Wie kann es aber sein, dass sich ein Volk vorstellen kann, was seine Geschichte ist und was seine Zukunft sein wird, unter der Prämisse, dass es dem Prinzip der Wahrheit entsprechen solle, um nicht das Wissen um die Vorstellung selbst infrage zu stellen?

Diesen Kniff der uqbarischen Wahrheitsfindung über die Verifizierung der Vorstellungen auf Basis eines erweiterten Wahrheitsbegriffs untersuchte vor einigen Jahren John Edward Williams, ein anglikanischer Professor für ethnische Minderheiten an der Universität von Cambridge, in seinem Standardwerk *A history of the truth in the Uqbarian imagination*, in dem er sich für eine modifizierte Wahrheitstheorie aussprach, in der nicht der eigentliche und überall in den säkularen Demokratien vorherrschende Wahrheitsbegriff zur Anwendung kommen solle, sondern ein abgeschwächter, ein vorstellbarer, da für Williams der Begriff der Vorstellung essentiell für die Beschreibung des uqbarischen Volkes erscheint. Diese Vorstellung sei, so Williams, gerade deswegen essentiell, weil es auch in den säkularen Demokratien, die nicht selten das Kreuz der Postmoderne als Begriff mit sich schleifen – als wären sie nach der Moderne! –, keinen Wahrheitsbegriff gibt, ohne dass eine bestimmte Vorstellung von ihr bestünde. Jeder Mensch, der in diesen Demokratien lebe und sich über seinen Begriff der Wahrheit Gedanken mache – ob er das nun aufgrund eines bestimmten Ereignisses oder auf abstrakter Ebene mache, sei dahingestellt –, stelle sich eine Art der Wahrheit vor, aus seinem Blickwinkel, die nicht zwingend deckungsgleich mit dem Wahrheitsbegriff eines anderen Menschen übereinstimmen müsse. Und gerade dieses Nicht-Müssen ist für Williams der Aufhänger, dass er diese Geschichte des uqbarischen Wahrheitsbegriffs in deren Vorstellung mit dem ihm eigenen, in der Gesellschaft empirisch erforscht- und belegbaren Begriff der Wahrheit beschreiben könne, ohne sich einen phantastischen Wahrheitsbegriff abstrakt ausdenken zu müssen.

Obwohl es sich kaum denken lässt, dass ein solches Standardwerk auch nur eine Handvoll an kritischen Rezeptionen erhalten dürfte – und kann es denn zu einem Standardwerk werden, ohne ausreichende Rezeption? –, so fegte bald schon ein riesiger Orkan über den Cambridge-Professor hinweg; beinahe in die Tausende gehende Anmerkungen, Widersprüche und zum Teil auch

aggressiv widersprechende, keineswegs auf der argumentativen Seite verbleibende Schmähschriften erhielt der besonnene Williams und kam kaum mehr zu seiner eigentlichen Forschung, sondern musste auf solche Artikel und Vorwürfe antworten, die ihm unterstellten, dass er sich in den uqbarischen Dienst stellen würde, ohne per se zu wissen, was diese Positionierung für den allgemeinen Wahrheitsbegriff bedeute.

»Wenn Sie also im Recht wären, Professor Williams«, schrieb einer der argumentativ feineren Widersacher, »dann müsste der allgemeine Wahrheitsbegriff, den die Philosophen über die letzten Jahrhunderte gebildet und herausgefeilt haben, auf den Prüfstand, denn wenn der uqbarische Wahrheitsbegriff, der allein auf Basis der Vorstellung fußt, der einzig wahre wäre, dann würde es keine Wahrheit an sich geben. Dieser logische Ausschluss führt dazu, dass ein Wahrheitsbegriff auf Basis einer Vorstellung – und damit eine n-dimensionale Wahrheit bei n Uqbarern – niemals zu einem einheitlichen Begriff der Wahrheit kommen könne, was wiederum den Begriff der Wahrheit obsolet mache, denn er decke sich zu einhundert Prozent mit der Vorstellung der Uqbarer.«

Diese und andere Argumente bekam Professor Williams übermittelt, und bei einigen Schriftstücken war er nicht einmal abgeneigt, in die fachliche Diskussion einzusteigen, doch nicht wenige forderten ihn explizit auf, sein Werk zu widerrufen; er solle sagen und noch besser schreiben, dass er das Ganze noch mal bedacht habe und zu dem Schluss gekommen sei, dass eine Geschichte der uqbarischen Wahrheit niemals im Rückgriff auf den säkularen Wahrheitsbegriff möglich sei. Dabei sollte er jedoch keine Namen von Widersprechern nennen, da sich auch diese sonst dem Hass der vielen Drohenden aussetzen würden, denn es war zu vermuten, dass ein nicht gerade geringer Teil der Drohenden nicht nur gegen die Meinung von Professor Williams war, sondern auch – und eigentlich vor allem – gegen die Meinung der Gegenredner, denn ihre eigene, dritte Meinung, die auf einem starken Widerstand gegen die Säkularen fußte, war eine ganz andere Art von Wahrheit, die sich merkwürdigerweise kaum von der unterschied, die Williams bei den Uqbarern identifiziert und beschrieben hatte. Wie so oft, wenn sich religiös motivierte Denker dabei ertappt fühlen, dass ein Text nicht zu dem eindeutigen Ergebnis kommt, dass die Essenz aller Wahrheit die eigene göttliche Wahrheit deckungsgleich untermauert, wird eine Blockadehaltung initiiert, die keineswegs mit Offenheit bezeichnet werden kann, obgleich es in diesem Fall schon verwunderlich erscheint, denn auch wenn das Volk von Uqbar vielleicht nicht religiös ist oder es als solches unmittelbar beschrieben werden kann, so ist es jedoch in der Lage, sich eine göttliche Gestalt in all seiner Mannigfaltigkeit, Macht und Größe vorzustellen, was in letzter Konsequenz die Frage stellen lässt, ob nicht alle tiefreligiösen Menschen Uqbarer von Natur aus sein müssten.

Doch das sollte nicht die einzige Reaktion auf das Standardwerk von Professor Williams bleiben. Es ging eine gewisse Zeit ins Land und die anfänglichen Widersprüche gegen das Williams-Werk gingen gegen Null, als ein neues Standardwerk erschien – man merkt schon an der Wortwahl,

welcher Sturm dem Erscheinen folgte –, dieses Mal von einem Juniorprofessor für philosophische Nischendoktrin, der an der Sorbonne lehrte: *Une argument contre l'utilisation de la notion de vérité dans l'idée de Uqbar* von Laurent Bloise. Kern seiner Untersuchung ist die Absprache der Verwendung des Wahrheitsbegriffs für die uqbarische Vorstellungswelt. Um den Druck aus der bisher ergebnislosen Diskussion herauszunehmen, schlug Bloise vor, dass man für die Uqbarer einen neuen Begriff benennen sollte, der die Wirklichkeitserfahrung in deren Volk besser beschreibe als die von der Moderne definierte Wahrheit, deren Verwendung zu so viel Diskussionsstoff gesorgt hatte. Der Sturm der Entrüstung zu diesem Werk war vielleicht noch größer als der Sturm nach dem Williams-Text, denn der Vorschlag, einen allseits anerkannten und wohlweislich in fast jeder Tiefe und Dimension definierten Begriff einfach für ein einziges Volk wegzulassen, weil sich dieses nicht den üblichen als postmodern definierten Strukturen unterwarf, schien vielen als Affront gegen die jahrhundertlangen, geisteswissenschaftlichen, aber auch rechtswissenschaftlichen Streitgespräche, die oft mit vielen Opfern geführt worden waren. Der Vorschlag nun, die Wahrheit für die Uqbarer auszuklammern, erschien keinem der Widersprechenden für sinnvoll, und am Ende musste Bloise kleinbegeben, da es niemand gab, restlos niemand, der sich seiner Theorie anschloss, denn die Aufgabe der Wahrheit als Begriff erschien allen als Aufgabe der Wahrheit selber.

Man hätte meinen sollen, dass es mit dem Nachgeben des Juniorprofessors, der aufgrund seiner theoretischen Schwächen in seiner Argumentation in der Folge die Sorbonne verlassen musste, weil man ihm nahelegte, dass er wohl keine wissenschaftliche Zukunft habe, nun Ruhe in die Sache mit den Uqbarern einkehrte – doch weit gefehlt, denn der Graben zwischen den säkularen und den fanatisch religiösen war noch lange nicht überwunden, und nun entbrannte wieder der alte Kampf zwischen den Gruppen, wer denn Herr der Wahrheit wäre – eine göttliche oder dann doch die einzelne menschliche Wesensfigur –, und es bleibt zu vermuten, dass sich daraus ein endloser Streit entwickelt hätte, wenn nicht – und das ist einer der wenigen Momente in der Menschheitsgeschichte, in der sich ein Uqbarer zu den Geschehnissen der restlichen Welt direkt zu Wort meldete – dass dieser Uqbarer über Professor Williams als Übersetzenden kundgetan hätte, dass er sich wunderbar vorstellen könnte, wie es wäre, wenn sich die anderen Menschenvölker keine Gedanken um den Wahrheitsbegriff unter den Uqbarern wie auch unter den Menschen machen würden, sondern einfach das Leben lebten, mit der Wahrheit eines jeden Einzelnen, ohne die Infragestellung der Wahrheit der anderen, ohne die Wahrheit überhaupt inhaltlich zu thematisieren. Dieser erstaunliche Vorstoß eines Uqbarern hätte tatsächlich dazu führen können, dass sich die einzelnen, streitenden Gruppen beruhigen, doch ein bestimmtes, sich oft wiederholendes Ereignis hielt sie davon ab, sich auf gegenseitiger Basis über das Faktum der

Wahrheit zu einigen: die Wut der Menschen über den Wahrheitsanspruch eines anderen Menschen über die eigene Wahrheit.

## Die alte Dame

An einem verregneten, grauen und unwirtlichen Novembernachmittag traf sich in einem gräulich-grünen Funktionalhotelbau aus den Siebziger Jahren eine Gruppe von Literatoren, die rund um die Gegenwartsliteratur alles Mögliche zu sagen hatte. In dem Kongresssaal, der den Charme einer kalten Ruine besaß, saßen sie alle wie an einer Perlenschnur aufgezogen – die Literaturschaffenden, die Literaturkritiker, die Literaturvertreiber, die Literaturliteraten, die literarischen Literatoren, die Literaturvernichter. Am Ende, weit hinten im abgedunkelten und mit schwerem, leicht modrig riechendem Brokat ausgestopften Raum, hatte sich unanständigerweise auch eine kleine Splittergruppe der Literaturfreunde eingefunden, die man sich, als sie bereits auf ihren Sitzen saßen, nicht mehr traute, aus dem Saal zu entfernen, denn alles, was man nicht wollte, war Aufregung oder ein Aufschrei von Gerächten, die laut blökend und hetzend den Literaturbetrieb störten.

Alle, die programmäßig auf die Bühne gelassen wurden, hielten gewichtige Reden, formulierten in rhetorischen Gewändern gekleidet ihr Wissen über die Literatur, das sie im Blute und Schweiß ihres langen Lebens erworben hatten. Die meisten der Zuhörer drohten in dem diffusen Licht, das als einzige Quelle auch noch von der Bühne kam, in eine leichte Traumwelt abzudriften, und nur jene, die wie Schießhunde aufpassen mussten, dass nicht einer der Vorredner sich eine ihrer exklusiven Ideen oder Thesen klaute, sodass sie wie ein schlechter Nachmacher auf der Bühne stehen würden, waren voller Kaffee und sonstiger Aufputzmittel, um den kräftezehrenden Tag zu überstehen. Im Jahr zuvor, als man einen ähnlichen Kongress abgehalten hatte, geschah eben jenes, dass einer der herausragenden und leuchtenden Beispiele des Literaturbetriebes an den Universitäten einen Herzinfarkt erlitt, als ein eitler und sich im Glanze anderer hervorragend sonnender Kollege die Behauptung aufstellte, dass alles, was der Kollege nachher sagen würde, auf seinen Arbeiten fuße – und das, ohne selbst auch nur eine einzige seiner vermeintlichen Thesen hervorzubringen. Das Geschrei war groß, und als der Redner mit dem Herzinfarkt endlich aus dem gruftartigen Raum entfernt worden war, klatschten die Anwesenden Beifall, ohne sich jemals wieder daran zu erinnern, was dieser eitle Mann oben auf der Bühne denn Wundersames für diesen Applaus getan hatte.

Auch in diesem November dieses Jahres wog die Stimmung wie ein Hochseglar auf unruhigem Meer hin und her, doch sie hielt bis zum letzten Kongresstag, und der Präsident hoffte bereits, dass dieses Mal alles gut gehen würde, als mit einem Mal, urplötzlich und ohne vorherige Ankündigung, eine alte Dame auf der Bühne stand, sich zum Pult und dem Mikrofon vorbeibewegte, und der

gesamte Raum, der soeben aus seiner halbschlafenden Lethargie aufzuwachen schien, sah wie gebannt auf die hell erleuchtete Bühne und zu dem Pult, hinter dem die alte Dame nun stand.

Jene, die sich die Augen rieben, sahen nun klarer als zuvor, dass es sich nicht um eine alte, sondern sogar um eine steinalte Dame handelte, von gebrechlicher, aber noch aufrecht haltender Statur, und obgleich sie von faltiger Haut übersät war, stand sie mit schneeweißen Haaren vor allen und jeder wusste, dass sie dereinst eine überaus schöne und elegante Frau gewesen sein musste. Auch noch in diesem Moment, als alle zu ihr auf die Bühne hinaufsaßen, merkte man ihr den Glanz ihrer Schönheit an, die von innen heraus strahlte und sich insbesondere in ihrem Lächeln widerspiegelte. Elegant, aber zurückhaltend gekleidet, betonte der beige, lange Rock mit der blutroten Bluse ihre ehrwürdige Erhabenheit, ohne großes Aufmachen, einfach, weil sie dort stand. Ohne auch nur ein Wort zu sagen, wusste jeder im Saal, wer sie war, intuitiv, als würde sie jedem der Anwesenden ins Herz sprechen: Sie war die Literatur.

Es dauerte eine geraume Zeit, in der die steinalte Dame dort oben auf der Bühne wartete, ehe sich einer aus dem staunenden Publikum zu einer Frage getraute, und indem er die Literatur fragte, wie alt sie denn sei, lächelte diese den Fragenden an, wie es nur altehrwürdige Menschen können – mit der gesamten Würde ihres großen Lebens. Auch auf viele weitere Fragen, die nun auf sie niederprasselten, antwortete sie mit einem Lächeln, und als die Fragenden aufgrund der wortlosen Antworten nach und nach verstummten, bewegte die Literatur ihren Kopf ein wenig, schaute zum Präsidenten des Kongresses, und kaum, dass eine gespenstische Ruhe in den Saal eingekehrt war, beugte sie sich leicht zum Mikrofon und sprach mit einer glockenklaren Stimme zu den Wartenden, die bis ins Mark erzitterten.

Sie sprach von der Bürde, aber auch von der Schönheit ihres Lebens, sprach von unvorstellbar geistreichen und anspruchsvollen Aufgaben, Höhen und Tiefen, und kam alsbald auf das eigentliche Thema ihres Vortrages – das Vergessen. Die Literatur berichtete von ihrer wichtigsten Aufgabe für den Menschen, dem Vergessen, denn indem sie für die Menschen vergaß, konnten die Menschen Neues in der Literatur aufnehmen, neue Wege erschließen, altbekannte und ausgetretene Pfade verlassen, den Blick nach rechts und links wenden, Neuland entdecken. Das habe sie jetzt seit langer Zeit getan, immer wieder vergessen, immer wieder Raum für Neues geschaffen, doch nun sei es an der Zeit – und in diesem Moment stockte wirklich jedem im Saal der Atem –, dass sie sich selbst vergessen würde. Kaum, dass sie diesen letzten Satz ausgesprochen hatte, brach die Literatur am Pult zusammen und schlug, ohne einen Ton zu verursachen, auf dem Boden der Bühne auf. Niemand, nicht mal die unerwünschte Gruppe der Literaturfreunde, konnte sich bewegen; alle verharrten regungslos auf ihren Sitzen, denn jeder schien zu ahnen, dass damit die Literatur tot sei.

Als wäre das gesamte Leben aus den Menschen im Saal gewichen, als wäre die Zukunft aller verloren, blieben sie stehen und glotzten in Richtung der auf der Bühne Liegenden, und indem sie sogar vergaßen, Tränen zu vergießen, standen die Mäuler geifernd offen und die Augen weiteten sich schreckartig bis ins Unendliche.

Aber mit einem Mal, ebenso unerwartet wie der Tod der Literatur, ging von der toten Dame auf dem Boden der Bühne ein gleißendes Licht aus, erfüllte den ganzen Raum, und als das Licht wieder weniger wurde, sodass die menschlichen Augen den Geschehnissen gewahr wurden, war die alte Dame verschwunden, und es lag dort eine deutlich jüngere Frau, eine lebendige, wie die weiterhin dorthin starrenden Besucher des Kongresses sahen, eine neue Literatur, die wie der Phönix aus der Asche erstanden schien.

Doch kaum, dass sich die neue Literatur vom Boden erhob, um sich umzublicken, in den mit ungläubigen Menschengesichtern gespickten Saal hinein, an sich herab und die neuen, modernen Kleider an ihrem Körper sah, wusste sie sofort, dass nicht nur sie sich etwas verändert hatte.

Erneut hielten alle im Saal den Atem an, und als sich die neue Literatur die Kleidung an ihrem jungen, frischen Körper glattstrich, die Haare richtete, die langen, die in einem matten Blond fast bis auf den Boden fielen, in die wartende Menge schaute, in den diffus-dunklen Saal, in die Gesichter der grauen Masse der Literatoren, da war auch dem letzten im Saal klar, dass sich aus der ehrwürdigen, alten und immer noch Schönheit ausstrahlenden Dame eine junge, aber abgrundtief hässliche Göre entwickelt hatte, deren einzige Schönheit das schmuckhafte Geschmeide war, das sie am gesamten Körper zu tragen schien. Blendend brachen sich die Lichtstrahlen der auf die Bühne gerichteten Strahler in den Schmuckstücken, und die Anwesenden mussten sich von der neuen Literatur abwenden, beschämt und angewidert.

Dann, als der Geist der schönen, alten Literatur ins Ewige verweht war, räusperte sich die neue Literatur und donnerte erklärend ins Mikrofon, dass sie aus dem Geiste der versammelten Literatoren entstanden sei, um dem höchsten Wunsch aller Anwesenden zu genügen: dem Nichtvergessen! Denn sie sei die neue Literatur, jene, die sich die Anwesenden gewünscht hätten, jene, auf die alle hingearbeitet hätten, jene, die sich nun mit ihrer Auferstehung aus der alten Literatur erfüllt hätte.

Und jeder der im Saal Anwesenden wusste sogleich, dass ab diesem Tag die schöne Literatur gestorben war und sie eine neue Literatur erhalten hatten, die sie sich gewünscht hatten, ohne zu wissen, wie sehr sie diese eigentlich im Herzen verteufelten.

## Ein sonderbares Buch

An einem düsteren Morgen, der seine grauen Schleierschatten vor dem Sonnenaufgang vorauswarf, der auch noch auf sich warten lassen würde, ereilte mich eine E-Mail mit einem merkwürdigen Inhalt, in der ich direkt und ohne Umschweife dazu aufgefordert wurde, ein Buch mit dem eigenartigen Titel *Die allgemeine und die spezielle Ausdrucksweise in der Sprache der Toten* von Elsag Høglå, einem Doktoranden an einer mir bisher unbekanntem Privatuniversität, zu erwerben, ein Buch, das in einem mir ebenfalls unbekanntem Verlag *Fleur de la terre* erschienen sei. Sogleich war ich ohne sonderlichen Grund wie elektrisiert, und erst nach einer Weile erschien mir die Vorstellung einer wie auch immer gearteten Ausdrucksweise von Toten das wahrhaft Interessante an dieser Veröffentlichung, die ich auch sogleich zu suchen begann, in Internetverkaufsportalen wühlte, dann in Bibliotheken und schlussendlich ging ich in eine Buchhandlung meines Vertrauens, doch auch der dort stets sitzende und niemals ein Buch zu verkaufen scheinende Kauz von einem Buchladenbesitzer konnte mir nicht sagen, wo ich dieses Buch bekommen konnte. Auch der Verlag *Fleur de la terre* schien ihm nichts sagen zu wollen; er meinte allerdings, dass es sich viel eher um eine Bodenfrucht, wie zum Beispiel eine Kartoffel, anhören würde, als dass es sich um einen echten Verlag handle. Er fragte mich auch sogleich, ob ich mitunter in Betracht ziehen würde, dass mich jemand auf den Arm nehmen möchte, und mit diesem durchaus möglichen Gedanken ging ich nach Hause, setzte mich an meinen Computer und versuchte, die E-Mail erneut zu öffnen, doch als ich sie anklickte, ging mit einem Mal mein Computer aus, ganz von alleine, während um mich herum die Uhren und die Lichter weiterhin funktionierten. Als ich den Computer erneut hochfuhr, in dem Schrecken, dass ihm dieser Stromausfall geschadet haben mochte, entdeckte ich jedoch keine Schäden, außer, dass die E-Mail nicht mehr vorhanden war; es schien, als wäre sie niemals da gewesen. Dieses Nichtfinden jedoch steigerte nur mein Interesse an diesem Buch, und jetzt, da ich dem Absender dieser mysteriösen Nachricht nicht mal antworten konnte, war ich gezwungen, diesen Titel auf eine andere Art und Weise zu besorgen.

Tagelang trug ich mit mir die Vorstellungen, wie ich die Suche angehen könnte, doch mir wollte keine weitere Möglichkeit mehr einfallen, als mir eine Einladung zu einem Symposium an einer befreundeten Universität gerade recht kam, denn dort lehrte ein Professor Doktor, den ich ohne größere Angst vor einer Blamage oder meiner durchaus möglichen Lächerlichkeit ins Vertrauen ziehen konnte. Leider verzögerte sich meine Anreise, sodass ich erst kurz nach dem Beginn der ersten Rede vor Ort eintraf und mir einige spöttische Blicke meiner Kollegen einfingen, die sich sicherlich schon über die wichtigsten Themen der Fachwelt insoweit geeinigt hatten, dass niemand in den nächsten Publikationen dem anderen ein Stück vom fachthematischen Kuchen wegnehmen würde. Ich setzte mich, so leise es mir möglich war, auf meinen reservierten Platz, schaute durch

die Runde und bemerkte, dass sich die meisten mehr für mein Zuspätkommen als für den ersten Vortrag interessierten, was ich aber nach einem Blick auf das Programm auch verstehen konnte, denn wen interessierten schon die nekrophilen Gewohnheiten eines allseits bekannten Autors zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts, über den schon so viel behauptet worden war, dass, wenn auch nur zehn Prozent von diesen Behauptungen wahr gewesen wären, er zweihundert Jahre alt geworden sein müsste, um das alles zu erledigen, was ihm im Nachhinein angedichtet worden war. Niemand hörte dem Redner zu, und doch gab es am Ende ein warmherziges Klatschen, denn obwohl man im Grunde im Wettbewerb mit den anderen Anwesenden stand, so war der Druck weitaus geringer als in anderen Forschungsfeldern, sodass wir dem anderen genügend Raum einräumen konnten und es nur sehr selten zu echten fachlichen und späterhin körperlich-psychischen Scharmützeln kam – dafür waren andere Fachbereiche mehr als berüchtigt.

In dieser monotonen Form verging der Tag, und normalerweise hätte mich im Vorfeld dieses Symposiums das Grauen ereilt, daran teilzunehmen, doch an diesem Tag dachte ich immer nur daran, dass ich nach dem Ende des Vortragsteils die Möglichkeit erhalten würde, mit meinem befreundeten Professor über die mysteriöse E-Mail zu sprechen. Doch es sollte ganz anders kommen, denn es war nicht mein Freund, sondern ein mir bisher nicht sehr geläufiger Doktor, sehr jung an Jahren und mit flachblondem Haar, der mich irritierenderweise auf das Buch ansprach, sodass ich im ersten Moment glaubte, dass er vielleicht sogar der Absender der E-Mail sein konnte. Aber wie sich alsbald schon herausstellen sollte, hatte er diese E-Mail ebenfalls erhalten, doch auch bei ihm geschah Merkwürdiges, als er versuchte, diese E-Mail an den Drucker zu leiten, denn nicht nur sein Computer, sondern das gesamte Netz in seiner Universität brach zusammen, ganz so, als hätte jemand den Gesamtstecker für alle elektronischen Anlagen gezogen. Natürlich ahnte niemand, dass dieser Doktor mit dem Drucken der E-Mail der Auslöser war, und auch er selbst zweifelte noch daran, doch als ich ihm meine Geschichte erzählte, war sich mein Gegenüber umso sicherer, dass diese E-Mail mehr und mehr Zündstoff beinhaltete, als man sich allgemein von einer E-Mail zu denken vermochte. Warum er jedoch auf mich zukam und wusste, dass ich diese Nachricht auch erhalten hatte, war dem Umstand geschuldet, dass der Drucker den Druck der Nachricht noch begonnen hatte, und so konnte der junge Doktor im Header erkennen, dass ich neben ihm der zweite Empfänger der E-Mail gewesen war. Aber viel wichtiger – auch der Absender war erkennbar, und als ich ihm vorschlug, eine E-Mail an diese Absenderadresse zu schicken, meinte er nur lakonisch, dass wir das sein lassen sollten, da er sich das natürlich auch gedacht und einen weiteren Stromausfall auf dem Universitätsgelände ausgelöst hatte.

So verwirrte mich dieses kurze Gespräch, das darüber hinaus noch von einem mir sehr unsympathischen Professor unterbrochen wurde, so wenig gelang es mir, für einige kurze Momente mit meinem befreundeten Professor zusammenzukommen, um ihm von der schriftlichen und

merkwürdigen Aufforderung nach dem Erwerb dieses Buches zu berichten. Somit verließen wir alle nach dem Ende des Smalltalks den Saal, zogen uns in ein nahes Hotel zurück, und zusammen mit einigen anderen ging ich an die Bar hinunter, trank eindeutig zu viel, und als ich nach einem langen Abend endlich im Bett lag, fielen mir die Augen fast augenblicklich zu.

Wie oft geschieht es, dass man im Traum die Augen aufschlägt und weiß, dass man träumt? Gleichwohl, nachdem ich eingeschlafen war, muss ich in der Traumwelt aufgewacht sein, denn ich lag nicht mehr in meinem angewärmten Hotelbett, sondern mit meinem Rücken auf einem knochenharten und leicht angefrorenen Waldboden, ohne dass mir die Kälte etwas auszumachen schien. Ganz im Gegenteil – sie beruhigte mich sogar so sehr, dass ich liegenblieb, obgleich sich über mir die Wolken am Himmel im faden Mondscheinlicht bewegten, ganz als wäre Geisterstunde. Und eben in dieser geistigen Verfassung geschah es, dass mich urplötzlich und ohne, dass ich etwas mitbekommen hätte, zwei knochige Hände packten, mich hochrissen und kaum, dass ich mich versah und mir der gewollte Schrei im Halse stecken blieb, sah ich in das schrecklich verzerrte Gesicht des Doktors, mit dem ich am Nachmittag auf dem Symposium gesprochen hatte. Wir verharrten in dieser Position und schwiegen uns gegenseitig an, als ein heftiger Wind aufkam, eine starke, warme Luft mit sich führende Böe, die seinen und meinen Kopf umspielte, und als der Mond das erste Mal hinter den Wolken hervortrat und ein direktes Licht auf uns beide warf, schien es mir, als würde ich in seine Seele blicken können – durch seine Augen hindurch, als wären sie aus Glas, und ich sah ein Grauen, das größer nicht sein und tiefer nicht in ihm stecken konnte, doch als der Mond wieder verschwand, verschwand auch mein Blick in sein Innerstes. Dieser Moment der höchsten Überspanntheit hatte mich von dem Wind abgelenkt, der weiterhin steif blies, und als ich genauer hinhörte, vermeinte ich ein Geräusch, eine Art Stimme im pfeifenden Wind auszumachen, ein weiterer Schrecken, der mich schaudern ließ, doch je länger ich hinhörte, desto klarer wurde mir die Stimme, die nicht nur irgendwelche Schreie losließ, sondern tatsächliche Worte formulierte, und erst jetzt, nach all den Augenblicken, in denen ich dem Doktor gegenüberstand, entdeckte ich, dass nicht er, sondern er selbst, das heißt, sein Doppelgänger auf der Rückseite seines Kopfes nach mir schrie. In welcher sonderbaren Welt war ich gefangen?, durchdrang mich als Frage, und ich schaute mich um, doch je mehr ich mich umsah, desto mehr reagierte der Doktor und zwang meinen Blick zu sich, forderte die Unterhaltung, und als ich mich dazu entschied, ihn anzuschreien und mich von ihm loszureißen, ließ er mich erstaunlicherweise tatsächlich los. Ich warf meinen Körper herum und lief so schnell ich konnte, von diesem Platz fort, sah mich dabei ab und an um und erkannte, dass sich der Doktor nicht von seinem Ort bewegte, sondern mich ziehen ließ. Ein wenig gewann ich die Ruhe in meinem Körper zurück, und so lief ich in dieser Traumwelt umher, ohne Ziel, Plan und Wissen von dem Ort, wo ich mich befand, und als ich verstand, dass ich, egal, wie weit und in welche Richtung ich laufen würde, am Ende immer wieder

zum Doktor zurückgelangte, blieb ich stehen, verschnaufte, sah mich um und sackte ob der fehlenden Lösungsmöglichkeiten in mich zusammen. Auf den Knien sitzend blickte ich in den Himmel hinauf, suchte nach einer Erklärung, nach einem Ausweg, und kaum, dass ich glaubte, aus irgendeinem verborgenen Grunde meines Wesens den Mut ein wenig zurückgefunden zu haben, hörte ich ein Geräusch direkt hinter mir, schreckte auf und sah einen Mann in einem dunklen Mantel, den ich noch nie zuvor in meinem Leben gesehen hatte. Dieser Mann kam auf mich zu, und ich vermochte es nicht, mich auch nur einen Millimeter zu bewegen; wie gebannt blickte ich auf ihn, denn in dem Augenblick, in dem er ins Licht trat und mich ansah, unter seinen Mantel griff und ein Buch hervorzog, ahnte ich, nein, wusste ich, dass nicht nur der Doktor, sondern auch ich in dieser Nacht den letzten Atemzug aushauchen würde.

## Besitzlos

Ich bin heute Morgen aufgewacht und hatte richtig hartnäckige Kopfschmerzen. Solche Kopfschmerzen, dass man ausrasten könnte, wenn es nicht so verdammt wehtun würde. Ich stelle mir die Frage, worüber ich in der Nacht alles nachgedacht habe, und ich komme zu der Erkenntnis, dass mich mein Besitz so richtig annervt! All der blödsinnige Kram um mich herum, den ich aus irgendwelchen anerzogenen Gründen seit Jahren und Jahrzehnten sammle. Also weg damit!

Ich beginne. Zunächst suche ich alles zusammen, das ich nur aus reiner Sentimentalität behalten habe: Gläser vom Weihnachtsmarkt, alte Fotos von irgendwelchen uncoolen Ereignissen aus meinem Leben, Bücher, die mir geschenkt wurden, da ich sie angeblich verschlingen würde, Kerzen, hunderte davon, Nippes und noch mehr Nippes. Ich stehe vor einer Schublade und schaue auf vierzehn Tesafilmrollen, neunzehn Kugelschreiber, vier Notizblöcke und so viele Post-Its, dass ich meine Wohnung wohl zweimal damit tapezieren könnte. Dabei mache ich mir doch Notizen auf dem Handy!

Der erste Müllsack ist in wenigen Minuten voll, dann der zweite, und als ich den dritten zuknote, stelle ich mir langsam die Frage, wie viel Müll ich zusammentragen werde und wohin ich diesen bringen muss. Das alles würde niemals in die Mülltonne passen. Aber bloß nicht ablassen vom Ausmisten! Sonst knicke ich ein und räume wieder alles aus und in die Schränke ein. Die Kopfschmerzen werden weniger, und ich halte das Tempo hoch, indem ich nach und nach meine Wohnung entgifte.

Der Wohnzimmerschrank hat es mir angetan – das meiste habe ich bereits entsorgt, und jetzt geht es an die staubigen Bier- und Weingläser, die schon lange nicht mehr in Benutzung waren, ehe auch die allerletzten Reste in anderen Schubladen verschwinden und ich mich ernsthaft zu fragen beginne, ob ich einen leeren Schrank im Wohnzimmer haben möchte.

Kurzerhand entschieße ich mich, im Schlafzimmer das Bett abzuschlagen – die Matratze kommt mit ins Wohnzimmer. Ab jetzt ist ein großer Teil des Schlafzimmers Ablagefläche für die Müllsäcke, aber auch nach und nach für die Möbel, die ich abbaue – beginnend mit dem Bettgestell und dem leeren Wohnzimmerschrank.

Ich merke, wie die Wohnung große leere Flecken erhält, und am Nachmittag ist der erste Raum komplett leer. Nichts, aber auch rein gar nichts habe ich aus dem Wohnzimmer als bewahrungswürdig für mein weiteres Leben identifiziert, und so führt mich mein nächster Weg in die Küche. Hier fliegen zunächst die vielen Geräte, die ich nie nutze, aus den Schränken, ehe ich die Anzahl an Geschirr drastisch reduziere. Ich brauche keine zwölf Teller oder vierzehn Kaffeebecher, je ein Set muss genügen.

Auch die Küche leert sich immer weiter; nur die Kaffeemaschine und der Kühlschrank scheinen noch eine gewisse Wichtigkeit in meinem Leben zu besitzen. Dann aber beschleicht mich ein Gedanke, der alle aufkommenden Fragen für immer und ewig beantworten könnte: Wenn ich doch gar nichts so richtig besitzen muss – warum muss ich überhaupt eine Wohnung besitzen? Diese Frage arbeitet sehr stark in mir, und ich muss zugeben, dass ich einige Probleme nicht auf Anhieb lösen kann – wie zum Beispiel die Klamottenversorgung –, doch soll ich mich von diesen Unwägbarkeiten etwa abhalten lassen? Vom absoluten Besitzlosenzustand? Wobei... Ja, natürlich! Ich besitze dann immer noch meine Erinnerungen, Gefühle, Leidenschaften... doch ich bin dafür wenigstens den ganzen Pröll los! Endlich!

## Gier

Ich stehe vor dem Kühlschrank und weiß um die Fehler, die ich begehen kann. Fast alle davon befinden sich hinter der Türe, die zu meinem Glück noch geschlossen ist. Ich hätte also noch die theoretische Chance, mich abzuwenden und die Küche wieder zu verlassen. Das Traurige daran ist, dass ich weiß, dass es nur eine theoretische Chance ist, und werde auch umgehend bestätigt, als ich merke, dass die Türe längst nicht mehr geschlossen ist.

Ich sage mir, dass ich dringend mein Kaufverhalten ändern muss, denn dort liegt die Wurzel des Übels. Kaufe ich keine Kalorien- und Fettbomben mehr ein, kann ich sie auch nicht essen. Obwohl ich durchaus das Talent besitze, aus einer Reihe vermeintlich guter Lebensmittel eine eigene Bombe zu bauen, die dann umso mehr in meinem Bauch explodiert. Doch meistens verhindert der vorgelagerte Aufwand, diese Bombe überhaupt herzustellen.

Aber ein besserer Einkauf in der Zukunft löst nicht mein jetziges Problem. Ich habe so viele Köstlichkeiten in meinem Kühlschrank, dass ich mich gar nicht entscheiden kann, welche ich als erste vernichten soll. Ich genieße einfach die mir entgegenströmende Kälte und stelle mir vor,

welche Sünde ich als Nächstes begehe. Sünde! Das ist das richtige Wort für die Schokoladencreme, die ich ergreife.

Ich stelle den Becher auf die Arbeitsplatte und suche in der Schublade nach einem Löffel. Noch kannst du zurückziehen! Noch kannst du dich vor dem Kalorien- und Zuckerschock bewahren, höre ich mich selbst mantraartig in meinem Kopf! Und tatsächlich, für einen einzigen kurzen Moment bin ich drauf und dran, den Becher wieder wegzustellen. Mein innerer Schweinehund hätte gesiegt. Das wäre der erste Teilerfolg auf dem Weg zum... Ja, wohin eigentlich?

Es ist ja nicht so, dass ich viel zu dick wäre oder unsportlich oder so. Ich fühle mich einfach nur nicht gut, wenn ich das Zeug in mich hineinstopfe, aus Gier, nicht aus Genuss. Ja, genau das ist es! Genuss!

Ich nehme den Becher mit, gehe ins Wohnzimmer, mache es mir gemütlich, zünde eine Kerze an, lösche das Licht und drehe die Musik etwas leiser. Zelebrierend ziehe ich den Deckel vom Becher ab, tauche den Löffel in die weiche, samtige Masse, führe ihn zu meinem Mund und genieße jeden einzelnen Augenblick. Mein ganzer Mund scheint auf einmal zu explodieren, überall spüre ich puren Genuss!

Ja, ich bekenne mich dazu – und weiß auch, dass die Bombe ein weiteres Mal explodiert ist! Na und?

## Bremsspur

Die Gesellschaft um mich herum hat sich in einen wahnsinnigen Geschwindigkeitsrausch versetzen lassen, der alleine dazu dient, die Gegenwart durch immerwährenden Wandel nicht zu langweilig werden zu lassen. Die Moden wechseln derart schnell, dass man eine verpasste Mode nicht mal bemerken muss, und ganz bestimmt muss man sich keine Gedanken darüber machen, denn die nächste ist schon da! Solange man nicht zu viele Moden verpasst und als outdated oder immergestrig gilt, ist alles reparabel, da das Gedächtnis mit diesen Moden ebenso leidet wie oft der Geschmack.

Ich wage jetzt etwas Verwegenes! Ich durchbreche diesen wahnsinnigen Geschwindigkeitsrausch und bremse mit ordentlicher Spur ab, halte kurz ein, betrachte die Moden, die an mir unberührt vorbeiziehen, und stelle mit leichter Freude fest, dass absolut nichts Neues dabei ist – allenfalls eine neue Abmischung verschiedener Moden der Vergangenheit. Die Beschleunigung der Kurzfristigkeit der Moden führt zu dem absurden Phänomen, dass Normalaltwerdende eine Mode mehrere Male erleben können, was den unschlagbaren Vorteil mit sich bringt, Kleidungsstücke nicht mehr entsorgen zu müssen, da diese in wenigen Jahren wieder en vogue sein werden – wobei jedoch der Nachteil des zu kleinen Kleiderschranks ebenso mehr als evident wird.

Während die Moden so an mir vorbeizischen, überkommt mich das Gefühl einer latenten Nervosität, dass ich am Ende durch meine Pause doch mehr verpassen würde, als ich es noch vor wenigen Momenten stock und steif behauptet hätte. Ich muss meine gesamten Übungen zu Atemtechniken auffahren, dass ich nicht in einen Zustand der Hyperunsicherheit gerate – denn wenn man einmal in einem solchen Zustand ist, ist man dem Wahnsinn ausgeliefert, ohne Macht und Widerstand, ohne Willen und Resilienz. Dann können Populismus und Metamoden viel einfacher in das eigene Gehirn einziehen und sich dort breitmachen, als Folge eines Abgehängtseingefühls, das man nie wieder verspüren möchte.

Ich für meinen Teil bekomme gerade noch mal die Kurve, das Vehikel, in dem ich mich befinde, versetzt nur kurz, bricht aber nicht aus, sodass ich dagegen ankämpfe, gegen einen Teil meines Selbst kämpfe – und traurigerweise die tiefere Erkenntnis habe, dass ich auch verliere, wenn ich gewinne! Was ich aber auf jeden Fall gewinne, sind die vielen abschätzigen Blicke meiner Mitmenschen, die bisher dachten, dass ich aktuell und hip wäre, doch jetzt erkennen sie den wahren Kern von mir: den gestrigen, noch nicht den Ewiggestrigen. Vielleicht ist auch bei diesem Turning Point die Antwort 42, denn seit Überschreiten dieser Grenze habe ich das Gefühl, dass sich das Hetzen nach vorne nicht mehr so lohnt, denn statistisch ist es die zweite Hälfte des Lebens – und anders als im Fußball gibt es keine dritte Halbzeit, in der gefeiert wird.

Ich stehe also hier und sehe die nächsten Moden an mir vorbeiziehen, trage meine alten Klamotten auf, verhalte mich, als wäre ich in der Entwicklung irgendwann stehengeblieben, höre mir von meinen Kindern an, dass ich super-mega-criinge bin, weil ich die neuesten Moden im Social Network mit vollem Herzen missachte, und fühle mich gut damit.

Das Lustige an diesem Morgen ist, dass sich die Moden so sehr einmal um sich selbst gedreht haben, dass ich mit meinem Stil und meiner Art wieder ein angesagter Sportsfreund bin, was ich inzwischen etwas peinlich finde – doch ich ahne, dass diese Mode spätestens beim nächsten Kaffee schon wieder cringe ist. So soll es auch sein! Metamoden, was für ein Käse!

## Ertrinkendes Europa

Schweißgebadet wälzt sich Carl Gustav Jung in seinem Bett hin und her, schreit innerlich nach Erlösung, krampft in seinem Wesen, kämpft mit aller Macht gegen sich selbst an und kann am Ende diesen Kampf nicht gewinnen. Das weiß er, das weiß sein Unterbewusstsein, und das weiß er auch in seiner Traumwelt, die er dennoch mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln bekämpfen, verfluchen, ja, gar zerstören will. C. G. Jung will seine Träume zerstören, die seit der von ihm eingeleiteten und streng forcierten Trennung von seinem geistigen Übervater Sigmund Freud immer gewalttätiger werden, immer härter, immer böartiger, Träume, die von Zerstörung,

Vernichtung, Ausrottung, Rache und Folter geprägt sind. Die Grundfarbe ist blutrot. Nasstriefend laufen die Traumgestalten in ihrer erdachten Umgebung umher, und nicht selten nimmt er Toni, dann Emma, dann wieder mal beide zusammen und ist beinahe schon an seinem sexuellen Höhepunkt, als etwas Rotes, Festflüssiges auf ihn zurollt, eine Welle aus Blut, und C. G. Jung versteht nicht nur, dass er bei seiner Theorie im Recht ist, die ihn von Freud entfernt hat, sondern er versteht auch, dass seine Libido, die freie schweizerische Liebe, ein Symbol für die Freiheit der Europäer ist, die alsbald in einem Meer aus karminrotem Blut versinken wird, hellem, pulsierendem Blut – wie aus dem kämpfenden Körper eines getroffenen Soldaten.

Doch dieser Blutstrom, der Europa in Zukunft ertrinken lassen wird, ist nicht das einzige deutliche Anzeichen für eine sich verändernde Zeit. Auch die menschlichen Bindungen werden in der nächsten Zeit hart auf die Probe gestellt werden, so prophezeit ihm sein Unterbewusstsein, und im Vorgriff auf einen Kongress, der im September 1913 stattfinden wird, ahnt C. G. Jung, dass das Leben, das er in geistiger Verbindung mit seinem Mentor Sigmund Freud die letzten Jahre verbracht hat, endgültig aus und vorbei ist – die Trennung als einzige Möglichkeit einer Befreiung seines Geistes von den Fesseln seines Lehrers. Denn dieser hat nicht in allen Punkten seiner Psychoanalyse recht, und das weiß C. G. Jung, und eben jenes Wissen ist es, das ihn zu der Annahme führt, dass eine Entzweiung unausweichlich ist, denn die Optionen, die er besitzt – schweigen und sich selbst erniedrigen oder etwas sagen und den Bruch heraufbeschwören – sind beide nicht von der Qualität von Entscheidungen, wie sie Menschen gerne und mit einem beruhigten Herzen treffen wollen.

C. G. Jungs Alpträume sind die Reproduktion dieser bevorstehenden Entscheidung, die er zwar instinktiv mit jedem Brief, mit jedem veröffentlichten Text, mit jeder Vorlesung an der Universität trifft, aber offen kann er mit dem ebenfalls körperlich und geistig schwächelnden Freud nicht brechen, nicht nachdem dieser in München am Ende des vorigen Jahres vor den Augen Jungs zusammengebrochen war. In seinem Traum sieht Jung sich vor einem Altar niederkniend, direkt unterhalb der gestrengen Augen seines geistigen Vaters, den Kopf gesenkt, in tiefer Andacht. Doch als er seinen Kopf erhebt und dem geistigen Vater entgegenblickt, bemerkt er dessen Augen, die wie so manche Madonnenstatuen zu weinen beginnen, und als C.G. Jung in seiner Verwunderung bemerkt, dass es Blutstränen sind, weiß er, dass er schuldig ist – und wie sehr ihn diese Schuld quält, bis tief in die Träume seiner Welt hinein, erschüttert bis ins Mark – da überkommt ihn das Gefühl der Einsamkeit, der Unzufriedenheit, und diese Welle der Angst, gepaart mit einer gegen sich selbst gerichteten Wut, gebiert einen wallenden Zorn, der ihn von den Stufen vor dem Altar aufstehen und zu seinem geistigen Vater aufrecken lässt, ehe er diesem mit einer Lanze nicht nur in die Seite sticht, sondern in alle Körperteile, die dazu auserkoren sind, die Libido zu beherbergen. Blutschwalle treten aus den Wunden, überfluten die Kirche, überfluten die Nachbarschaft,

überfluten das Reich und schließlich Europa, während C. G. Jung beim Ausbrechen der Flut tapfer auf dem Boden vor dem Altar niedersinkt, allein, um Vergebung bittend, dass er keine andere Wahl hatte, denn fehlerhaftes Schweigen wöge für ihn schwerer als jeder Verrat, da es ein Verrat an einem selbst wäre – und welcher Mensch könnte schon Freund eines ertrinkenden Europas sein, wenn er sich selbst kein Freund mehr sein kann?

## Turnaround

### 1

Das Leben von Tim stand just in diesem Moment auf der Kippe – und es hatte sich noch nicht entschieden, in welche Richtung es kippen sollte. Tim war mit einer wegweisenden Entscheidung konfrontiert, die er niemals erwarten konnte: Sollte er die Sporttasche voller Geld (woher kommt es?) mitnehmen und irgendwo verstecken (würde er es so weit schaffen?) oder sollte er nicht viel eher seinen auf ein minimales Maß zurückgedrängten Anstand den Vortritt lassen und die Tasche der Polizei anzeigen (werden die Besitzer ihn dann jagen und töten?).

Tim ging die Liste der Gründe dafür (reich dominierte) und dagegen (tot, mäusetot!) in seinem Kopf durch, doch es wollte sich kein roter Faden herauskristallisieren – vielmehr wuchs die Nervosität in ihm, denn mit jedem weiteren Moment, den er an diesem Ort verweilte, ohne sich zu entscheiden, konnte er entdeckt werden. Also gab er sich einen Ruck, bückte sich zur Tasche hinunter, prüfte, ob es echtes Geld war (was, wenn es eine Falle der Polizei war?), ehe er den Reißverschluss schloss und die Tasche hochhob. Viel schwerer als erwartet, wuchtete er den Riemen auf die Schulter und sah sich um (Niemand zu sehen, ob das ein gutes Zeichen ist?).

Tim stürmte nach draußen, ehe er sich selbst maßregelte und betont langsam und federnd ging (wenn er so ging, fiel er auf jeden Fall auf, also piff er zusätzlich ein Lied). Zu seinem Glück sah ihn keiner aus dem Haus heraustreten und so konnte er die Straße runtergehen, in sein Auto einsteigen und feststellen, dass das Einsteigen mit umgehängter Tasche nicht sehr sinnvoll war (meine Güte! Was für eine beschissene Idee von mir!), verbog seinen Körper fast schon widernatürlich, schaffte es mit letzter Kraft, den Riemen der Tasche über seinen Kopf zu streifen (Aua!), ehe er – gefühlt nach einer Ewigkeit – den Motor startete (bitte, bitte, geh an!). In diesem Moment spürte Tim zum ersten Mal seinen heftigen Pulsschlag und musste warten, ehe er sich in der Lage sah (fällt gar nicht auf, wie er mit laufendem Motor verkrampft hinter dem Lenkrad saß), den Wagen durch den Straßenverkehr nach Hause zu steuern. Doch nach einer Weile (Ewigkeit Teil II) gelang es ihm, loszufahren, und er fuhr betont defensiv (wäre ja zu schön, von einer Polizeikontrolle entdeckt zu werden).

Zu Hause angekommen spürte er erneut das Gewicht der Tasche, ging die Treppe hinauf (der Fahrstuhl ist immer noch kaputt, niemand kümmert sich um uns!), traf im Treppenhaus auf eine alte Nachbarin (keine Sorge, die schaut immer drein, als würde sie dich durchlöchern), fühlte sich das erste Mal seit dem Finden der Sporttasche etwas sicherer und verschloss die Wohnungstüre mehrfach hinter sich (extra sicher kann nicht schaden!).

Bevor er sich ans Zählen des Geldes in der Tasche machen konnte (er war immer noch nicht sicher, ob es echtes Geld war), kam ihm in den Sinn, was dieser Fund für sein weiteres Leben bedeuten konnte. Denn Tim hatte es sich in der letzten Zeit oft vor Augen geführt, wie sehr er sein ehemals durchschnittliches Spießleben in den Abgrund gefahren hatte (so richtig tief in den Dreck!) – zunächst war er seiner Frau fremdgegangen, dann zog sie ihn nach der Trennung finanziell aus, nur damit er seine letzten Ersparnisse in eine neue Freundin fehlinvestierte, die ihn fallen ließ, als klar wurde, dass er blank war. Das hatte ihn so sehr mitgenommen (BEM hatte es mehrfach auf der Arbeit gemacht...), dass er hochkant von seinem langjährigen Arbeitgeber rausgeworfen wurde, als er die Regeln zu sehr dehnte, sodass die poröse Verbindung endgültig brach. Als auch die schmale Abfindung, die ein schlechter Anwalt kaum aufzubessern vermochte (das hätte er fast selber gekonnt), aufgebraucht war, wurde er beim Schwarzfahren erwischt, danach bei einem Ladendiebstahl, als er aufgrund eines riesigen Hungers einen Anstands-Blackout hatte, und zu guter Letzt war er gegen einen Autospiegel gelaufen, hatte diesen halb abgerissen und war weitergegangen (dumm nur, dass er beobachtet worden war). In Summe reichte es für eine Vorbestrafung, und just in dem Moment, in dem Tim eine neue Bleibe für die Zukunft suchte (kostenfrei natürlich! Tipp von einem der wenigen verbliebenen Kumpels), lag mit einem Mal die Tasche vor ihm – wie eine Offenbarung, dass nach all den Jahren des Pechs (wer trägt schon die Schuld für so viel aneinandergereihtes Pech?!) alles vergeben und vergessen schien: Jackpot!

## 2

Es war so viel Geld, dass die Angst, die Tim vor seiner Entdeckung hatte, exponentiell beim Zählen wuchs. Am Ende konnte er sich kaum mehr merken, wie viel er gezählt hatte, und da es weit über all das war, was er jemals besessen hatte, hörte er auf, suchte krampfhaft ein Versteck (um keines auf Anhieb zu finden) und legte sich schlussendlich angezogen und mit der Tasche im Arm ins Bett. Was dann folgte, konnte man nur sehr eingeschränkt einen Schlaf nennen (vielmehr eine Hatz, wie bei einem Hasen, der vor einem Fuchs davonlief), und am nächsten Morgen ging es Tim viel schlechter als jemals zuvor. Er spürte in sich so wenig Leben wie noch nie (bin ich vielleicht tot? Haben sie mich gefunden?), und überall in seinem Kopf stand alles still – eine umfassende Tumbheit umnebelte seinen Geist.

Diese Tumbheit hielt an (ein pulsierendes Rauschen wurde zudem sein neuer Begleiter im linken Ohr) und Tim stellte mit der Zeit fest, dass er nicht tot war, sondern auf Sparflamme die nächsten Wochen dahinsiechte (man kann sich kaum vorstellen, wie sehr der Körper siechen kann!). Bald waren die wenigen Vorräte aufgebraucht, die er zurückgehalten hatte, und als das Toilettenpapier endgültig leer war, traute er sich das erste Mal nach draußen und ging einkaufen. Plötzlich, als wäre das Gewitter und der Schleierregen von dem einen auf den anderen Moment vorbei (pure Magie) und die Luft so rein wie selten zuvor gewesen, fühlte sich Tim wie verwandelt. Klar im Kopf, mit Energie im gesamten Körper (ich könnte Bäume ausreißen!), Mut im Herzen, lief er die Straße hinunter, ging einkaufen, kam nach Hause und schaffte es endlich, einen Plan (meine Güte, was war ich nur für ein Depp!) zusammenzustellen, der das Geld zugleich sichern und doch für ihn jetzt und in der Zukunft verfügbar machen sollte. Der Plan ging auf – er kaufte mit dem gefundenen Geld überall im Land hochpreisige Autos und verkaufte sie in einer anderen Stadt mit leichtem Verlust (das musste er schweren Herzens ertragen), erhielt dafür aber eine Überweisung, die nach außen sauber aussah (er fühlte sich so clever, einen Weg gefunden zu haben, das Geld reinzuwaschen) – nur: Tim wurde gierig und sorglos.

Wenn man am wenigsten mit dem Staat und seinen Behörden rechnet, schlagen diese am heftigsten (und nachhaltigsten) zu, denn seine An- und Verkäufe waren dem Staat nicht verborgen geblieben und er wollte nun seine Umsatzsteuer einfordern. Umgehend nach der ersten Zustellurkunde, und so schnell er verschwunden war, kam der Schleier zurück, dann die Tumbheit und der pochende Puls (Bumm, bumm, bumm), und Tim machte einen Fehler nach dem anderen, bis die Staatsanwaltschaft seine Wohnung durchsuchte und nachher mehr Fragen als Antworten hatte (wie sollte das alles zusammenpassen?). Tim verstrickte sich in Widersprüche, aber erst, als sie die Sporttasche fanden (wie konnte das passieren?), wurde für die Ermittler einiges klarer. In wenigen Wochen drehte sich Tims Leben (da wird einem beinahe schlecht bei dem ganzen Hin und Her!) von links auf rechts und von innen nach außen (einmal Schleudergang mit Zusatzprogramm und danach direkt in den Trockner, gefängnistrocken, extra trocken – bitte). Die größte Sorge, die Tim hatte, war, dass er im Gefängnis auf denjenigen traf, dem die Tasche gehört hatte, oder zumindest einer denjenigen kannte (das wäre eine andere, umgekehrte Art des Jackpots), doch das brauchte es nicht einmal, um ihn schon nach kurzer Zeit hinter Gittern zu brechen.

Sein Leben hatte (mindestens) einen Turnaround zu viel gemacht – und irgendwann wird man von den Wahrheiten (was ist Wahrheit schon anderes als die Interpretation von  $n$  Wahrheiten in einem Ergebnisraum  $n + 1$ ) eingeholt. Wie hätte Tim das wissen können, als er vor der Tasche stand und sein Verstand sich selbst austilte?

## Die Revolution des Pöbels

Als sich der Pöbel entschied, seine Meinung lautstark und unaufhaltsam kundzutun, geriet das gesellschaftliche Leben mit einem Schlag aus den Fugen. Die politische Klasse wurde aus dem Regierungsgebäude mit lauten Skandierungen und Gewaltexzessen bis zur Niederbrennung der öffentlichen Leihbibliothek getrieben, wie schlachtreifes Vieh durch die Straßen gehetzt, um vor den Kameras der Weltöffentlichkeit unter unmenschlichen Bedingungen brutal abgeschlachtet zu werden. Die zusehenden und keineswegs wertfreien Journalisten würden später sagen, dass sich die Menschen gegen die Gewalt der korrupten, unterdrückenden politischen Klasse gewehrt hätten, dass sie endlich ein Ventil gefunden hätten.

Doch anstatt sich auf dem Faktum auszuruhen, alle Köpfe der Hydra abgeschlagen zu haben, um zu kontrollieren, welche neuen Köpfe nachwachsen, meint der dumme Pöbel nun, dass es an der Zeit wäre, dass ihm die Gesellschaft das zurückgeben müsse, was sie ihm über die letzten Jahre gestohlen hätte. Wo aber dieses Gestohlene klauen, wenn nicht bei den Menschen, die vielleicht vorher von dem alten System profitiert hatten? So klaut der neue Pöbel beim alten Pöbel, zerstört die Wertgegenstände des alten Pöbels, schleift die Frauen des alten Pöbels auf die Straße und lässt diese spüren, wie sie sich in den letzten Jahren gefühlt haben.

Der Pöbel meint nun, dass er die politische Klasse wäre, und skandiert lauthals, dass man nun alles besser machen würde als die Machthabenden zuvor. Aber genauso schnell, wie er zur Macht gelangt ist, so schnell muss der Pöbel feststellen, dass er nicht die politische Intelligenz besitzt, um eine früher in sich organisierte und nun in einem heillosen Durcheinander aufgegangene Gesellschaft führen zu können. Was also tun?

Dabei bleibt es dem dummen Pöbel, die einfachste aller möglichen Lösungen zu wählen: sich vollständig aus der politischen Verantwortung herauszuziehen und wieder zum einfachen Pöbel zu werden.

Dass es dabei zu einem Machtvakuum kommt, das der dumme Pöbel weder erkennen noch vermessen noch ausfüllen kann, ist für den Pöbel als gesellschaftliche Gruppe nur insoweit interessant, als dass sie eine Machtstruktur wie zuvor nicht wiederhaben will. Alles andere ist ihnen im Grunde erst einmal egal.

Sogleich fängt der Pöbel in sich geschlossen an, als alte Struktur in der Gesellschaft zu funktionieren. Spätestens einen Monat nach Abschaffung der alten politischen Klasse pöbelt der dumme Pöbel erneut auf den typischen Pöbel-Plätzen der Innenstädte herum und sucht neue, alte Pöbel-Beschäftigungen. Dabei meint der dumme Pöbel, dass dies sein Naturrecht sei – der Pöblizismus ist wiederbelebt.

Publizisten – nicht zu verwechseln! – stellen sogleich fest, dass es für den Pöbel eine untergeordnete Rolle spielt, wer die neue politische Klasse ist, und indem der Pöbel die neue Regierung duldet, kehren sie zu ihrem Leben zurück, solange, bis es wieder an der Zeit ist, den dummen Pöbel nach seiner Meinung zu fragen.

## Comptonisierte Nahrung

Die Idee, im menschlichen Körper in Clusterenergien aufgebrochene und in neutrale Trägerstoffe reduzierte und verschlossene Nahrungsbestandteile einzulagern, war bereits eine weit verbreitete Methode zur Versorgung der Menschheit, und im Zuge dieser Depotlösung vermochte es der menschliche Körper in seiner evolutionären Entwicklung, den Magen-Darm-Trakt zu einem Relikt aus der Zeit einer notwendigen Nahrungsaufnahme verkümmern zu lassen, dessen Aufgaben von den Nahrungsdepots und den zentralen Modulationsstellen für das Immunsystem übernommen wurden, die den Menschen an allen relevanten Körperstellen direkt nach der Geburt eingepflanzt wurden und aufgrund der mitwachsenden Struktur ihrer bionischen Außenhaut einen permanenten Veränderungsprozess mitmachten. Die vielen Vorteile für diese Versorgungsstrategie des Menschen waren immens und ließen jeden Zweifel über das Abstellen der Nahrungsaufnahme durch den Menschen in Eigenverantwortung verschwinden, doch es gab auch genügend Schwachstellen im System, die dazu führten, dass nicht wenige Menschen, die nicht in den Standardprozessalltag einzubetten waren, immer wieder Probleme unter der Eigenversorgung durch die Depots litten, da diese für den Standardbetrieb entwickelt worden waren, es aber Menschen gab, die weiterhin einer nicht-standardisierten Aufgabe nachgehen mussten, die eine andere Modulation der Energiecluster oder eine dichtere Versorgungskette der Depots im Körper erforderten, insbesondere dann, wenn die Tätigkeit des Menschen eine hochenergetische war, in der der Maximalverbrauch um ein Dreifaches über der Abgabemenge der Depots lag, deren Reaktionszeiten zudem nicht selten zu langsam waren. Um dieses Problem anzugehen und eine Lösung zu finden, mit der alle Menschen in allen Betätigungslagen versorgt sein konnten, fanden sich die besten Köpfe aller beteiligten Wissenschaften zu einer geschlossenen Gruppe zusammen, die den Auftrag hatte, eine Methode zu entwickeln, wie der menschliche Körper unabhängig von Ort, Tätigkeit und Konstitution durch eine Quasi-Permanent-Versorgung bedingungslos gegen alle Widrigkeiten des menschlichen Alltags gerüstet war. Die grundsätzliche Idee war, dass beim Verbrauch eines jedweden Stoffes durch den Körper mittels einer permanenten Versorgung die entstandene Lücke umgehend wieder geschlossen wurde, sodass die Clusterenergien zu jeder Zeit mit voller Leistungsfähigkeit zur Verfügung standen. Aus dieser grundsätzlichen Idee entwickelten sich mehrere parallel zu lösende Folgeideen: Erstens musste eine permanente externe Versorgung

sichergestellt werden, zu der zweitens der menschliche Körper hinreichenden Zugang haben musste, während drittens der menschliche Körper die Fähigkeit entwickeln musste, diese Versorgung überhaupt annehmen und zu seiner Versorgung umsetzen zu können, woraus sich eine weitere, vierte zentrale Frage entwickelte, in welcher Systematik der Körper zukünftig eine Eigenspeicherung der Clusterenergien vorzunehmen hatte, mit dem Wissen darum, wie problematisch die Entwicklung der aktuellen Speichermethode bei der Depotlösung war. Die Erforschung aller vier Kernfragen zog sich ungeachtet der vielen unbegrenzten Ressourcen sehr in die Länge, da die Erfindungen zwar alle von der ersten zentralen Frage abhingen, aber für sich selbst ungemein tiefgreifende Entwicklungen waren, die nicht-trivial waren und eine Reihe fehlerhafter Versuchsreihen mit sich brachten, ehe eines Tages ein sonst eher besonnener Wissenschaftler, der in Diskussion meist lieber zuhörte, als selbst die Themen ausdiskutieren, einen Vorschlag machte, den die anderen anwesenden Wissenschaftler im ersten Moment nicht ernst nahmen, dem jedoch zumindest in den Eckdaten nachgegangen wurde, da keine Idee verloren gehen durfte, die nachher die Lösung und / oder einen entscheidenden Lösungsansatz brachte. Die neue Idee, der der Wissenschaftler alleine in seiner Freizeit nachging, war auf Position vierhundertdreizehn aller entwickelten Ideen geloggt und wäre erst in einigen Jahrzehnten Gegenstand ernsthafter Forschung gewesen, doch sobald sich herauskristallisierte, dass seine Idee mehr versprach als nur ein theoretisches Gedankenkonstrukt, wurden die Ressourcen verschoben und bald schon galt diese eine Theorie als jene, in die die meiste Zuversicht gesteckt wurde. Die Idee war, mittels überall vorkommender und von der Sonne emittierter Photonen, die normalerweise den menschlichen Körper durchdrangen und dort keine Wechselwirkung zeigten, frische, vom Körper verbrauchte Energiecluster zu transportieren, die dann an den benötigten Stellen abgeladen wurden, sodass die Photonen wieder aus dem Körper austreten konnten, ohne dass etwas anders als zuvor gewesen wäre – was jedoch bedeutete, dass es gelingen musste, die Photonen, die sich mit einer hohen Geschwindigkeit bewegten, zu verlangsamen und deren Frequenz so zu modulieren, dass es gelang, in das Wellental eines Photons eine Ladung des Energieclusters anzuhängen, sodass ein virtueller Transport stattfand, der kaum mehr als ein Mitnehmen und an der richtigen Stelle Abladen war. Niemand der Wissenschaftler konnte sich vorstellen, dass es einen Mechanismus gab, Photonen mit verlängerter Welle dazu zu bringen, einen der Energiecluster aufzunehmen und dann mittels einer Körperreaktion an der richtigen Stelle wieder abzugeben, also zwei Prozesse, die niemand bisher beobachtet, beschrieben oder experimentell nachgewiesen hatte. Erstaunlicherweise war gerade der zweite Prozess, das Abladen des Energieclusters im Körper überhaupt keine Schwierigkeit, denn aus irgendeinem Grund vermochte sich die menschlichen Zellen so zu modulieren, dass sie eine Art Empfangsort für die Energiecluster einrichteten, ohne dass die Wissenschaftler etwas von außen dafür machen mussten;

sie mussten nur lediglich die Photonen dazu bringen, die richtigen Energiecluster mitzuliefern, und als sich herausstellte, dass es mit einem einfachsten mechanischen Verfahren, dem sogenannten Compton-Angel-Effekt, gelang, wurde comptonisierte Nahrung auf einfache Art und Weise herstellbar und konnte auf dem Rücken der Photonen in den Körper gelangen und zielgenau von ihm absorbiert werden. Da die Zellen bereits vorher über die letzten evolutionären Versorgungsentwicklungen gelernt hatten, die richtigen Energiecluster für sich zu speichern, war nun nach einer kurzen, intensiven Testphase an Lebendprobanden klar, dass sich die Zellen die Energien von den Photonen nehmen würden, die sie verbraucht hatten, sodass weder ein Überangebot noch eine Unterversorgung riskiert wurde. Die aus dem Körper wieder austretenden Photonen, die zum Teil noch Energiecluster mit sich trugen, konnten auf ein Speichermedium aufgefangen werden, sodass die Energiecluster vernichtet und in das allgemeine Energiepotential des Speichermediums überführt wurden – weil jedoch die Produktion der Energiecluster inzwischen ein Massengeschäft und eine völlig ausgereifte Technologie war, schien der Übergang der produzierten Energiecluster in das Energiepotential des Speichermediums verschmerzbar, da aus diesem Potential ohne Weiteres neue Energiecluster hergestellt werden konnten. Die einzige zentrale Frage, die noch offen blieb, war die Verfügbarkeit dieser Versorgung, denn zu Beginn der Entwicklung musste der Mensch, um sich mit Energieclustern zu versorgen, zwischen zwei Massenpotentialen stehen – das eine emittierte die mit Energieclustern angereicherten Photonen, das andere nahm die Photonen mit den unverbrauchten wieder auf und rückverwandelte die gebundene Energie in frei verfügbare – und darauf warten, dass der Körper die verbrauchten Energiecluster wieder aufgefrischt hatte. Dazu wurden überall viele dieser beiden Potentiale aufgestellt und bald schon gab es ganze Straßen, durch die man nur gehen musste und man war wieder aufgeladen, doch die Entwicklung durfte an dieser Stelle nicht stoppen, denn die zentrale Lösung, dass die Energiecluster in dem Moment aufgefüllt wurden, in dem sie verbraucht wurden, blieb so lange ungelöst, bis es gelang, Kleidung mit zwei solchen Potentialen zu entwickeln, die einmal in einem wachsenden Intervall an Stunden extern aufgeladen werden musste, damit sie für die Tätigkeiten ausreichend Energiecluster bereitstellte. Da die Kleidung auch je nach Betätigung in der Art und Weise des Speichermediums angepasst werden konnte, entwickelte sich eine zweckgebundene Nahrungs- und Energieversorgung, die den Menschen nahezu vollständig unabhängig von einer ortsgebundenen Versorgung machte und in eine veränderte Zukunft führte.

## Spiel der Welt

Da die Spieler, die das Spiel der Welt spielen, eine nichtmenschliche Sprache sprechen und diese auch weder von einem Menschen noch von einem anderen Lebewesen verstanden werden kann,

fällt es den Menschen mit ihrer eigenen Sprache schwer, diese Spieler mit ihrem Namen anzusprechen. Sie haben sich daher mit den Spielern der Welt angewöhnt, über Zahlen zu kommunizieren, weil dies eine universellere Sprache als die eigentliche Wortsprache ist. Schnell lernten beide Seiten die Symbole für die Zählung und einigten sich auf ein System von Codierungen, um die nichtverständlichen Sprachelemente in operationale Einheiten zu verwandeln, die wiederum von Operatoren ausgelesen werden konnten. Ein wenig ähnelte das System jenem der Morsezeichen, wenn auch nicht in allen Zügen. Dass es überhaupt zu der Kommunikation mit den Spielern der Welt kam, lag nach allem, was die Menschen herausfinden konnten, an einem Programmierfehler in der Spielsoftware selber, die erlaubte, über einen spielinternen Administrator eine Kommunikationsschiene zu den Programmierern aufzubauen. In jener Zeit geschahen die größten Umbrüche innerhalb der Weltgesellschaft. Es war zwar zu diesem Zeitpunkt noch nicht bewiesen, dass die Menschheit gar nicht wirklich lebte, sondern in einer programmierten, das heißt systemischen Welt existierte – wobei das Wort Existenz in diesem Zusammenhang bereits für genügend Diskussionsstoff sorgte –, doch allein die Vorstellung, dass man zwar eine Art der lang vermuteten, göttlichen Wesen gefunden hatte, dieses sich jedoch als völlig anders herausstellte, als man es sich über die Jahrtausende erträumt hatte, war ein riesiger Schock für alle Menschen, die sich nun fragten, wie viel von ihnen selbst noch übrig blieb, wenn man davon ausgehen musste, dass sie in einem computerbasierten System eine Spielfigur unter vielen waren. Auch die jenseitigen Spieler mussten erkennen, dass sich die Programmierung durch die Erkenntnis der Menschen schneller änderte, als sie es erwarteten. Trotz oder gerade wegen der unsicheren Sachlage schlossen sich einige Wissenschaftlerteams der Menschen zusammen und einige entwickelten auf Basis der spärlichen Informationen von den jenseitigen Weltspielern die Theorie, dass diese zwar spielten, aber keineswegs genug seien, um die Menschen allesamt zu kontrollieren, insbesondere, seitdem die Menschheit in ihrer Gesamtzahl spürbar zugenommen hatte. Wiederum andere versuchten, es theologischer und spielimmanenter zu sehen, und fragten sich, wie wohl eine Zielprogrammierung des Spiels aussehen mochte, was wiederum das Ende der bekannten Welt bedeuten musste, zwangsläufig. Eine weitere Gruppierung von Wissenschaftlern begab sich daran – man munkelte im Auftrag einiger einflussreicher Regierungen –, gegen die jenseitigen Spieler der Welt eine Waffe zu entwickeln, die das Ziel hatte, die Systeme direkt anzugreifen und nach einem kurzen Showdown als neue Administratoren zu übernehmen, um diese dann autark von den Rechenleistungen der jenseitigen Spieler in Eigenregie zu betreiben. Die Wissenschaftler erschufen die wirkungsvollsten Computerviren, die sie erfinden konnten, und setzten in der Folgezeit bei Massentests in den eigenen Computertechniken das gesamte Internet der Weltgemeinschaft Schachmatt. Die Menschheit war in der Folgezeit ohne jedwede verbundene Computertechnik und damit auch ohne Kommunikationskanal zu den jenseitigen Spielern, denn

sobald man einen Computer ans Netz anschloss, übernahm das Virus die Kontrolle und gliederte den Rechner in die eigenen Systemlandschaften ein. Die beteiligten Wissenschaftler wurden öffentlich gerichtet, wovon die Welt nur verspätet mitbekam, da eine Datenübertragung nicht mehr funktionierte und die Menschen auf altertümliche Kommunikationsmittel zurückgreifen mussten. Nach und nach begannen die Revolten, die vorher nur lokal gewütet hatten, den gesamten Planeten zu erfassen. Währenddessen entwickelten einige der früheren Theologen die Theorie, dass bei einem solch massiven Eingriff der Menschen in die Spiellogik zwei Folgeergebnisse zu erwarten seien: Zum einen der direkte Abbruch des Spiels und zum anderen die massive Veränderung der Programmierlogik, die zur Folge hat, dass sich alles ändern würde, sozusagen der Neustart des Spiels. Doch nichts von beidem passierte, zumindest nicht, dass es bemerkt wurde. Da der Einfluss der Intellektuellen aufgrund von falschen Prognosen und Versprechungen stetig sank, stieg der Einfluss der Kriegsherren, die den gesamten Planeten in weltweite Kriege stürzten und um einen Sieg kämpften, der wohl als der Idealtypus eines Pyrrhussiegs erscheinen musste. Dieser Krieg dauert heute, während diese Zeilen entstehen, immer noch an, und es ist kein Ende in Sicht. Wenn man einigen der wenigen Intellektuellen Glauben schenken mag, die die aktuelle Situation mit den alten Programmierlogiken menschlicher Computerspiele vergleichen, dann wundert es nicht, dass diese Kriege allgegenwärtig sind, denn wer mag schon den Frieden verwalten? Doch das ist, wie alles seit den Tagen der Eröffnung der Kommunikationswege zu den jenseitigen Spielern, reine Spekulation.

## Die Insel

Es begab sich, dass sich aus einer unvorhergesehenen Entwicklung heraus das Volk einer der vielen europäischen Inseln eines Tages entschloss, eine Revolution durchzuführen. Eine Revolution ohne Gewalt, denn das Ziel dieses politischen und gesellschaftlichen Umsturzes sollte der Wegfall beider Strukturen sein. Somit begann und endete die Revolution an ein und demselben Tag, der trotz des Erfolges zu keinem Nationalfeiertag erhoben werden konnte, da es keine Nation mehr gab. Zur gleichen Zeit verzichtete die revolutionierte Insel auf jegliche politische Führung, woraus für die anderen Staaten das Problem erwuchs, dass sie weder den neuen Nichtstaat anerkennen noch ablehnen konnten. Zudem gab es keine Stelle, an die man sich offiziell wenden konnte, und daher blieben die botschaftsformalen Gesandtschaften aus. Dafür interessierten sich jedoch insbesondere die Medien für diesen Umsturz. Sie kamen in Scharen auf die Insel, um festzustellen, dass kaum etwas langweiliger sein konnte als Menschen, die einer Tätigkeit nachgingen, um sich und ihre Familien zu ernähren. Aus diesem Grund wechselten die Besuchergruppen nach nur wenigen Wochen, und zunehmend kamen mehr und mehr Wissenschaftler auf die Insel, um dieses

Sozialexperiment zu beobachten. Doch auch sie stellten bald fest, dass der Mensch in seinem Habitus des Selbstversorgens nicht sehr spannend erschien, und so zogen sie bis auf wenige Ausnahmen auch wieder ab. Als Nächstes kam die Gruppe der Aussteiger auf die Insel und brachte das Gefüge etwas durcheinander – wobei objektiv die Frage zu stellen ist, ob ein Nichtgefüge durcheinandergeraten kann. Die Aussteiger merkten bald, dass es zwei Wege gab: beim Verbleib auf der Insel musste jeder für seine Versorgung selbst arbeiten oder die Insel wieder verlassen. Als auch dieser Besucherstrom versiegt schien, entwickelte sich die Inselnichtgesellschaft zu einem steten und konfliktfreien Miteinander, das ohne den Anspruch des steten Fortschritts und der Mehrung des Wohlstands existieren konnte. Aus diesem Grund verflossen Themengebiete wie Schul- und religiöse Bildung immer mehr ins Nichts, und schon bald war aus den Köpfen der Insulaner alles verschwunden, was nicht zum Erhalt des eigenen Lebens von Nöten war. Die Heranwachsenden wurden in der schonenden Nutzung der natürlichen Ressourcen der Insel unterwiesen, arbeiteten in Verbänden für den Erhalt der Familie und lebten mit einem sorgenfreien Blick in die Zukunft. Doch der Mensch wäre nicht der Mensch, wenn es nicht immer wieder Exemplare geben würde, die sich nicht damit zufriedengeben können, was sie besitzen. Wenn es in diesen Momenten noch Sozialwissenschaftler auf dieser Insel gegeben hätte, dann wären sie wohl überrascht gewesen, dass sie alle ihre Theorien, die sie über Jahrhunderte durch kluge Beobachtungen erdacht hatten, nicht zur Anwendung bringen konnten. Denn die fehlenden gesellschaftlichen und politisch-herrschaftlichen Strukturen führten dazu, dass es niemandem gelang, sich über einen anderen Menschen zu erheben. Diese Versuche wurden mangels Erfolgs wieder eingestellt und blieben mit fortschreitender Zeit dann auch aus. Wie ein Außenstehender objektiv zugeben musste, blieb im Grunde mit der Zeit alles aus – bis auf die jährlichen Ernten oder Schlachtungen, um die Insulaner zu versorgen. Mit dem Ende jeglicher sozialen Bildung starben auch die letzten Knospen sozialer Bindungen über die eigene Familie hinaus. Als Letztes kam der Tod auf die Insel, in Form einer grassierenden und von Zugvögeln übertragenen Seuche, die alle Insulaner erfasste und binnen kurzer Zeit dahinraffte. So legte sich eine friedliche Entwicklung zu Grabe nieder, die an ihrer Friedlichkeit innerlich zugrunde ging.

## R-C-4-B3

Sie trafen sich am Abend nach der Arbeit im Sweet Spot. R-C-4-B3 hatte zum abendlichen Full-Moon-Blow-out geladen, einem Event, das nichts mit dem Vollmond an sich zu tun hatte. Der Name rührte von dem ersten Realitätswechsel, der über den Blow-out-Visioner vollzogen worden war: die realitätsnahe Erfahrung eines Vollmondes, wo immer man den Ort auch eingestellt hatte.

Doch heute wollten sie alle zusammen das neue Blow-out erfahren: das Herumwandern in einem Wald voller Horrorgeschichten.

Zusammen traten die vier Freunde in das Blow-out-Center, und R-C-4-B3 ging an den Schalter, um zu zahlen. Sie hatte von ihrem A-6-Koordinator vier Karten geschenkt bekommen und gab sie an den Roboter, der hinter dem Empfang auf die Eingabe der Wünsche wartete. R-C-4-B3 erhielt die Bestätigung, dass ihnen die Räume 17–20 reserviert worden waren. Zugleich erhielt sie die Warnung, dass vorher ein Test auf bewusstseinsweiternde Mittel gemacht werden würde, damit sich die Schrecken in dem Blow-out nicht zu einer realen Manifestation im Stammhirn verfestigen würden. R-C-4-B3 war sich sicher, keine Spuren wirksamer Mittel mehr im Kreislauf zu haben, aber bei X-S-YB-1 war sie sich unsicher, denn er schmiss regelmäßig was ein, um tiefere Bewusstseinskanäle zu durchforschen. Sein Typus war der Forscher ohne einen Hang zur echten Forschung, sondern mehr, um sich die Zeit nicht zu lange werden zu lassen. Klar gab es auch bessere Methoden, um Zeitverkürzungen zu erhalten, doch das war nicht das Mindset von X-S-YB-1.

R-C-4-B3 trat an Raum 17 und gab die anderen Codes an ihre Freunde, die ihrerseits an ihre Räume traten. Sie beobachtete, wie alle den Test machten und zugelassen wurden, selbst X-S-YB-1, wobei R-C-4-B3 keine Ahnung hatte, ob der Test überhaupt seinen Mittelchen nachging. Nachher schmiss er nur biologisch erzeugte Metaproteine ein, um sich auf dem Rücken von diesen Bausteinen in die eigene Gedankenwelt ziehen zu lassen. Wo andere schon darüber gähnten, schien X-S-YB-1 immer noch die Erfüllung darin zu sehen, die Innenarchitektur seines Wesens auszuloten.

Nun startete auch R-C-4-B3 den Test. Sie hielt ihre Unterarme aneinander, sodass diese eine energiesymbiotische Verbindung eingingen, die dann gemessen wurde. Die Blow-Outs hatten über die Jahre herausgefunden, dass es nichts nutzte, nur einen Unterarm zu scannen, sondern es mussten immer beide sein, da es Metaproteine gab, die sich erst bei einer Annäherung auf wenige Zentimeter zu Metabol-Metaproteinen verwandelten und so ihre winzigen körperlichen Strukturen aufbrachen, um in Symbiose zu treten, ähnlich der Verschränkung von Photonen über eine Distanz ohne direkte Verbindung.

Der Test dauerte nur wenige Augenblicke und schon erhielt R-C-4-B3 die Freigabe, in den Raum zu treten. Dort stand eine Art Sitzwanne, in die man sich reinlegen musste, damit man sich nicht selbst verletzte. Sogleich nach dem Hineinlegen wurden R-C-4-B3 die Arme und Beine fixiert, doch da sie das Vorgehen kannte, entspannte sie sich und blickte nach oben ins Nichts.

Nach nur wenigen Momenten verflog der gesamte Raum und der Realitätswechsel begann. Zunächst kam der Vorspann, in dem einige der wichtigen Eckpunkte dieser neuen Realität erklärt wurden, und ehe sich R-C-4-B3 versah, befand sie sich inmitten eines düsteren Waldes und fühlte

sich schlagartig in der wachsenden Kälte allein. Alles um sie herum war plötzlich fort, jedes technische Geräusch war ausgeblendet, nur der eisige Wind blies in den Wipfeln. Es lag Frost über dem Wald, der sich durch das dichte Laub nur sehr langsam nach unten fallen ließ, aber er fiel schon seit Tagen, sodass kaum etwas von der Restwärme des Bodens unter dem Laub zu spüren war.

R-C-4-B3 hatte zwar keine Ahnung, wo sie sich befand, aber sie konnte sich noch daran erinnern, dass sie sich einen unsichtbaren Streifen auf den Rücken geklebt hatte, der von einer abschirmenden, pflasterartigen Substanz überdeckt wurde. Sie strich mehrfach über die Substanz, bis sie den darunter liegenden Streifen aufgedeckt hatte. Langsam löste sie diesen von der Haut und hatte ihn kurze Zeit später in der Hand, die sie zu ihrem Mund führte und den Streifen auf die Zunge legte. Unmittelbar danach löste sich der Streifen auf und gab eine Reihe von synthetisch produzierten und in mikrotransportablen Strukturen gepressten Neurotransmittern frei, die, kaum befreit, einen Angstschub unmenschlicher Stärke auslösten. R-C-4-B3 erschrak dermaßen, dass alle Bewegungsmuskeln kontrahierten und sie lähmten.

Etwas bewegte sich auf R-C-4-B3 zu. Obwohl sie sich nicht bewegen konnte, spürte sie, dass sich etwas in ihrem Rücken näherte. Sie ahnte, dass sie von dem Etwas als Beute angesehen wurde, und versuchte, die Kontrolle über ihren Körper zurückzuerlangen, doch die Muskeln sperrten sich weiterhin vor jedweder Beeinflussung. Langsam bewegte sich das Etwas in ihrem Rücken auf sie zu, ließ sich zuweilen ein wenig nach rechts oder links fallen, ganz so, als ob sich das Etwas hinter den Bäumen versteckte, um sich anzuschleichen. R-C-4-B3 hatte inzwischen das bewusste Atmen eingestellt und achtete nur noch auf ihren Hörsinn, der neben dem Gleichgewichtssinn als einziger noch vollständig zu funktionieren schien.

Das Etwas musste jetzt ganz nahe hinter ihr sein, und R-C-4-B3 fragte sich jeden Moment, wann es sie von hinten packen würde, um sie herumzuwerfen und anzugreifen. Doch für den Augenblick geschah nichts. R-C-4-B3 wusste nur, dass das Etwas sie beobachtete; vielleicht war es unsicher, weil sie sich nicht bewegte.

Plötzlich, aus dem Nichts heraus, spürte sie eine Berührung auf ihrer Schulter, und da keine Muskeln auf ihre Befehle reagierten, gelang es ihr auch nicht, den Kopf zur Seite zu drehen. Da, eine zweite Berührung und Angstschübe mischten sich unter den Adrenalinschüben, die weiterhin von den eingenommenen Substanzen emittiert wurden. R-C-4-B3 war sich sicher, dass ihr letztes Stündchen geschlagen hatte, denn es konnte nicht mehr lange dauern, ehe aus der Berührung ein Attackieren würde.

Worauf wartete das Etwas? Mit dieser Frage lenkte sich R-C-4-B3 von der Tatsache ab, dass sie unmittelbar mit ihrem Tod konfrontiert war, und kaum, dass sie sich die Antwort auf diesen Gedanken geben wollte, vernahm sie ein lautes, zischendes Geräusch, das durch den ganzen Wald

tönte, ehe sie ein gleißendes Licht entdeckte und vielerlei Menschen, die in den Wald gelaufen kamen, um sie abzuholen.

R-C-4-B3 brauchte eine Weile, bis ihr Verstand die Informationen und Reize verarbeiten konnte, die ihr weismachten, dass sie sich in einem Full-Moon-Blow-out befand und in eine Angstrealität entschwunden war, aus der sie niemals wieder von alleine hinausgefunden hätte. R-C-4-B3 atmete tief durch und erhielt als Strafe ein einjähriges Verbot auf jegliche Blow-outs, da sie gegen die Medikamentenverordnung beim Realitätsverlassen verstoßen hatte. Sie trug die Entscheidung nach der Erfahrung in dem düsteren Wald mit Fassung, denn sie konnte sich kaum vorstellen, in der nächsten Zeit erneut in ein Blow-out zu gehen.

Sie verabschiedete sich von ihren Freunden und ging in den von Werbung hell erstrahlten Straßen nach Hause. Ihr gingen vielerlei Gedanken durch den Kopf, als sie unvermittelt aufsaß und sofort versteinerte, denn anstatt sich in einer Seitenstraße des Hauptplatzes zu befinden, stand sie erneut mitten im Wald und konnte sich nicht mehr bewegen. Plötzlich spürte sie auch die Hand wieder auf ihrer Schulter, doch dieses Mal packte sie auch eine zweite Hand an der anderen. R-C-4-B3 wollte schreien, doch dafür war sie viel zu paralysiert.

## Allmacht

Alles begann, als Nexus Controls eine Maschine auf den Markt brachte, an die sich Privatpersonen vor der Nachtruhe anschließen konnten, um mit den nicht genutzten Anteilen des Gehirns während des Schlafs Strom zu produzieren. Die Prozedur war so einfach, dass jeder verständige Mensch diese Maschine nutzen konnte – er musste nur eine dünne Stoffmütze überziehen, die mit der Maschine über einige Drähte verkabelt war. Der auf diese Weise produzierte Strom wurde in einen Stromspeicher geleitet, der aus Sicherheitsgründen in der Wohneinheit in einem separaten Raum stand, der besonderen Brandgefahren standhalten konnte.

Diese von Nexus Controls entwickelte Maschine war inzwischen mehrfach überarbeitet worden, um die Effizienz der Energiegewinnung stetig zu steigern. Nexus Controls hatte von Beginn der Auslieferung an ein System der vollständigen Kontrolle entwickelt, indem sich die Nutzer die Geräte nicht kaufen konnten, sondern leasen mussten. Für die Nutzer entstanden keine Kosten für die Nutzung des Gerätes, außer, dass fünfzig Prozent des erzeugten Stroms in das Nexus-Netz abgeleitet werden mussten, damit dieser Strom gewinnbringend verkauft werden konnte. Doch die restlichen fünfzig Prozent reichten in der Regel bei einem vierköpfigen Haushalt aus, um den Strombedarf zu decken. Die Voraussetzung war, dass alle vier Bewohner im Haushalt mindestens 6 Stunden schliefen. Den ungenutzten, mehr produzierten Strom speisten die Familien in das Stromnetz ein, auf das die Ein- oder Zweipersonenhaushalte in der Regel angewiesen waren.

Dadurch konnten sich die Familien sogar etwas dazuverdienen, wenn sie länger schliefen, denn die Vergütung für die Einspeisung von nicht verbrauchtem Strom war aufgrund des immensen Bedarfs außerordentlich hoch.

Zudem war der Zwang nach einer Eigenversorgung immer größer geworden, nachdem klar geworden war, dass die regenerativen Energiequellen nicht ausreichen würden und niemand sich vorstellen konnte, wieder zu fossilen oder atomaren Energiequellen zurückzukehren. Der Turnaround war geschafft worden, mit der Konsequenz, dass weitere alternative Quellen nutzbar gemacht werden mussten. Nexus Controls war nicht die erste Firma auf dem Markt der humanbiologischen Energieversorgung, aber jene mit der effizientesten Erfindung. Bald schon hatte sich die Firma eine marktbeherrschende Position erarbeitet und kontrollierte auch weltweit große Teile der erneuerbaren Energieproduktion. Somit gelang es Nexus Controls, den Preis für Energie aus erneuerbaren Energien knapp und auf einem hohen Niveau zu halten, sodass sich immer mehr Menschen für die Nexus-Geräte entschieden, um Energiekosten auf einfache Art und Weise zu sparen.

Zunächst hatten vor allem Technikbegeisterte diese Lösung in Betracht gezogen, doch schon bald wurde es modern, den eigenen Strom zu produzieren, und über geschickte Anreizmodelle gelang es, die Menschen zu einer höheren, aber vor allem stetig wachsenden Produktion zu animieren. Der Gewinn für die Menschen war eine drastisch sinkende Stromrechnung, die ihr Leben von dem einen auf den anderen Tag schlagartig verbesserte. Die Stimmen, die vor einer solchen einnehmenden Maschine wie jener von Nexus Controls warnten und meinten, dass es verwunderlich wäre, dass diese Maschine angeblich nur ungenutzte Ströme im Gehirn für die Stromproduktion nutzbar machen würde, wurden mit der Macht der schnell wachsenden Kleinstromproduzenten niedergerungen.

Seitens Nexus Controls wurde stets dementiert, dass sie mehr als nur den Strom mit den Geräten extrahierten, doch selbst viele von denen, die Nacht für Nacht ihren Strom produzierten, glaubten daran, dass die Firma noch mehr mit diesem Gerät machen konnte, als nur die Gehirnströme in nutzbaren Strom zu verwandeln.

Auch die Skeptiker, die davor warnten, dass eine nächtliche Dauerbelastung des Gehirns weder für den Schlaf noch für den Körper gesund sein könne, wurden von einer schier unendlich wirkenden Masse an wissenschaftlichen Untersuchungen überrollt. Tatsächlich konnte Nexus Controls behaupten, dass sich die Nebenwirkungen dieser allnächtlichen Stromproduktion in Grenzen hielten. Es ging ein leicht erhöhter Kalorienverbrauch mit der nächtlichen Stromproduktion einher, was aber aufgrund der sehr effizienten Nahrungsmittel, die es überall auf dem Markt zu kaufen gab, ohne Probleme wieder aufgefangen werden konnte. Jeder, der das Gerät in der Nacht nutzte, sollte vor dem Schlafengehen einen hochenergetischen Riegel essen – damit war das Reservoir an

Energie für die nächtliche Produktion ausgeglichen. Einige nahmen die Stromproduktion auch als Möglichkeit einer sanften Diät, die ebenso wirkte wie die zusätzliche Zufuhr, wenn man das Gewicht halten wollte. Selbst das Wachsein hatte keine offensichtlichen Einschränkungen, und nur wenige fühlten sich nach der Schlafeinheit schlapp, was jedoch fast immer daran lag, dass der Körper eine vorherige Grunderkrankung mit in die nächtliche Produktion brachte.

Dass die Möglichkeit, Geld durch Einspeisung überschüssiger Stromproduktionen zu erzielen, von einigen findigen Arbeitsverweigerern gerne als Anlass genommen wurde, nicht mehr für das eigene Wohl zu arbeiten, sondern dafür zu schlafen, ließ sich anfangs kaum verhindern. Da der primäre Zweck jedoch darin lag, die Kosten für die Wohneinheiten bei gleichzeitiger Versorgungssicherheit zu reduzieren, wurde eine Kontrollinstanz eingebaut, die die Stromproduktion nur noch für acht Stunden pro Vierundzwanzig-Stunden-Einheit ermöglichte. Vor dieser Begrenzung hatte es Menschen gegeben, die mehr als zwanzig Stunden am Tag schliefen und aufgrund der Schlafmittel, die sie dafür nehmen mussten, extreme körperliche Probleme bekamen.

Doch auch die Gerüchte über Arten von Stromproduktionsfarmen hielten sich hartnäckig, und trotz der Beteuerungen von Nexus Controls sind Verschwörungstheorien bei solch globalen und undurchsichtigen Unternehmensstrukturen selten zu vermeiden. Wie in dem Fall der vermuteten Mehrfunktionalitäten des Gerätes entsprach auch die Nutzung von menschlichen Farmen zur Stromgewinnung der Realität. Einer Realität, die Nexus Controls so stark schützte, dass jeder gemessene Gedanke an einen Verrat dieser Geheimnisse mit sofortigen Gegenmaßnahmen bestraft wurde. In der Regel wurden diese Abweichler in die Produktionsfarmen integriert, sodass sie niemals wieder aufwachen würden.

Neben der Geheimhaltung der Produktionsfarmen selbst war die Beschaffung der stromproduzierenden Menschen das zentrale Problem. Die Nachschubversorgung begann bei komatösen Patienten über Menschen ohne eigene Selbstbestimmung bis hin zur Säuberung von ganzen Gefängnissen. Das Unternehmen versprach der Politik, dass die Gefangenen so wenigstens ihren Anteil an die Gesellschaft für ihre Fehlritte zurückgeben konnten. Dass die Politik eng mit Nexus Controls verzahnt war, war allseits bekannt, auch wenn es nur wenige harte Beweise gab. Nur wenige Dokumente waren nach außen gelangt, die eine Verflechtung der Politik mit Nexus Controls andeuteten. Gerade zu Beginn der ersten Generationen der Geräte waren diese Gerüchte aufgekommen, als es einige Nebenwirkungen gab, die von den Regierungen geflissentlich ignoriert wurden – ganz im Gegenteil sogar, denn Nexus Controls wusste sehr geschickt, die Politiker für die eigenen Werbekampagnen zu nutzen.

Zu Beginn der ersten Generationen von Geräten hatte es noch leichte bis mittelschwere Nebenwirkungen gegeben. Manche Nutzer sprachen von Kopfschmerzen, anderen war während der Wachphase übel und wiederum andere hatten Gleichgewichtsprobleme, die von den

Gehirnströmen resultierten, die zu nah an den Nervenbahnen des Ohrs entlang abgezapft wurden. Die Weiterentwicklungen konzentrierten sich auf die Oberseite des Schädels, um zum einen die Beweglichkeit des Kopfes in der Nacht nicht einzuschränken und zum anderen, um die Themen mit der Übelkeit und dem Gleichgewicht in den Griff zu bekommen. Die durch die Maßnahme verlorenen Prozentpunkte an Leistung wurden sukzessive wieder hereingeholt, indem man in den neueren Generationen Magnetfeldmethoden integrierte, mit denen die erzeugten Ströme nach oben an die Schädeldecke abgeleitet werden konnten, um sie dort in das externe Nexus-Gerät einzuspeisen. Diese neuen Geräteversionen hatten sich so weit stabilisiert, dass es nur sehr wenige Nebenwirkungen gab, sodass die Überzeugung des allgemeinen Nutzens in der Gesellschaft schnell anstieg.

Mit diesen Geräten kontrollierte Nexus Controls mehr als neunzig Prozent aller Menschen. Die größte Gruppe der Nichtnutzer der stromproduzierenden Mützen war eine Bewegung, die keinerlei Gefahr für Nexus Controls darstellte, da sie einen Lebensweg zurück zu einem ursprünglichen Leben gewählt hatte, und die dennoch den Verantwortlichen von Nexus Controls ein Dorn im Auge war. Eine Gruppe, die potentiell neue Mitglieder aus den eigenen Reihen abwerben konnte, stellte immer eine marktgefährdende Gruppe dar und wurde mit allen Mitteln bekämpft. Gerade die Mittel der Propaganda wurden reichlich gegen die Gruppe der Batona genutzt, die sich selbst nur an wenigen Orten auf der Welt überhaupt organisiert hatte.

Um nicht den Anschein eines hetzenden Unternehmens zu erwecken, achtete die Propaganda-Abteilung von Nexus Controls darauf, dass die Anfeindungen immer mit einer Fülle an Argumenten einhergingen, sodass eine Art von Wissenschaftlichkeit und Nachvollziehbarkeit in den Anschuldigungen gegen Batona lag. Nexus Controls musste wie jedes andere global agierende und marktbeherrschende Unternehmen das Problem, den Konsumenten das beruhigende Gefühl zu vermitteln, dass sie zwar Geld verdienen wollten, aber auch immer den Konsumenten mit im Blick hatten, das klassische Win-win, umschiffen und verwässern.

Gerade die Batona-Gruppierungen waren die größten Skeptiker des Unternehmens und zogen dementsprechend für sich selbst die notwendigen Rückschlüsse. Jedoch unterließen sie es, andere Menschen zu missionieren oder einen Kreuzzug gegen Nexus Controls zu führen, denn sie ahnten, dass sie diesen Kampf verlieren mussten. Sie versuchten es lieber subtil, indem sie keine Angriffsfläche boten, sodass jeder harsche Angriff von Nexus Controls sofort das Image des beruhigenden Gefühls angegriffen hätte, um das das Unternehmen Tag für Tag kämpfte und dafür eine riesige Armada an Mitarbeitern beschäftigte.

Verschiedenste Strategien hatten die Propagandaspezialisten versucht, um die Menschen aus den Batona-Gruppen loszueisen – mit Lockangeboten oder indem sie Zwist unter den einzelnen Gruppen säen wollten –, doch nichts hatte durchgreifend gewirkt, sodass sie die Taktik wechselten

und inzwischen durch argumentative Propaganda versuchten, Menschen davon abzuhalten, zu Batonisten zu werden.

Gleichzeitig aber forschte Nexus Controls daran, die Gedanken der Menschen über das weltweit ausgerollte System der Mützen zu manipulieren. Bisher waren alle Versuche daran gescheitert, dass das Bewusstsein der schlafenden Menschen diesen Eingriff von außen bemerkt hatte, sodass eine flächendeckende Beeinflussung außer Reichweite des Machbaren schien, ohne zu viel Risiko einzugehen. Es war den Forschern von Nexus Controls klar, dass sie einen Weg finden mussten, auf Umwegen unmittelbar ins Unterbewusstsein zu gelangen, um dort Informationen abzuspeichern, die dann in der bewussten Wachphase der Menschen wie eine selbst erlernte oder selbst erfahrene Information wirkte.

Da auch einflussreiche Politiker und Intellektuelle diese Gefahr sahen und allen bewusst war, dass eine solche Entwicklung das Ende der normalen Gesellschaftsstrukturen darstellen würde, hatten die Politiker Nexus Controls zu einem Joint Venture gezwungen, das in diese Richtung forschte, um wenigstens die Kontrolle über den Prozess zu behalten. Denn allen war klar, dass es keine freie Meinungsentwicklung mehr gäbe, wenn Nexus Controls die Entwicklung abschließen würde. Nexus Controls hatte diesem Joint Venture nach langer Ablehnungsphase zugestimmt, weil in diesem Prozess drohte, dass sich die Politiker überall auf dem Planeten zusammenschlossen, um Nexus Controls zu bekämpfen, solange, bis das Unternehmen in viele tausend Einzelteile zersplittert gewesen wäre. Doch am Ende einigte man sich auf die Zusammenarbeit, in der Nexus Controls nur die zweitbeste Riege seiner Gedankenwissenschaftler schickte – jene Wissenschaftler, die exakt arbeiteten, aber keine Visionäre waren –, während man eine kleine Task Group fern der anderen Wissenschaftlergruppen hielt und mit den Informationen des Joint Ventures versorgte. Denn Nexus Controls war völlig klar, dass die Politik niemals zulassen würde, dass eine privatwirtschaftliche Organisation eine solche Erfindung in ihren Händen hielt.

Das Ende der allgemeinen gesellschaftlichen Grundordnung, die sich über die letzten Jahrhunderte entwickelt hatte, verschwand eines Morgens aus den Gedächtnissen der meisten Menschen und wurde durch eine andere geschichtliche Realität ersetzt. Dieser Löschvorgang geschah bei allen angeschalteten Stromproduzenten in der zweiten nächtlichen Produktionsrunde und führte dazu, dass mehr als fünfundachtzig Prozent der Weltbevölkerung in der ersten Iteration ein verändertes Bewusstsein erhielten. Nach der vierten Iteration wurden die neunzig Prozent überschritten.

Inzwischen befindet man sich in der zwölften Iteration und ändert immer noch Details im Unterbewusstsein der Menschen, damit die neu entstandenen Informationslücken und Ungenauigkeiten noch ausgemerzt werden können. Da jedoch in der ersten Iteration bereits die unumstößliche Wahrheit eingepflanzt wurde, dass die Menschen ohne den täglichen Anschluss an die Stromproduktion nicht überleben würden, zweifelte niemand aus dem visionären

Entwicklerteam daran, dass der tägliche Anschluss dazu führte, dass es ebenso einen täglichen Reboot der Informationslage geben kann.

Nach und nach begann das Team, einzelne Aspekte der vereinbarten Vergangenheit anzupassen, strukturelle Updates nannten sie es, bis es in der neunten Iteration dazu kam, dass sich einige aus dem Führungsgremium von Nexus Controls plötzlich nicht mehr in dem Führungsgremium wiederfanden, ohne dass sie es bemerkten. Es fand eine Revolution von innen statt, und jetzt, in der bevorstehenden dreizehnten Iteration, wird die Anführerin der Gruppe der visionären Wissenschaftler die Macht auf dem Planeten übernehmen, und sie sorgt täglich dafür, dass nicht nur das allgemeine Update ihren Wünschen entspricht, sondern auch ihr eigenes Update ein besonderes ist, in dem sie ihre eigene Identität speichert, während alle anderen Stromproduzenten sie bereits verloren haben.

## Frisch gedruckt

Es ist so weit. Er kann es nicht mehr aufschieben. Die Entscheidung, seine Entscheidung muss jetzt fallen, sonst ist der Zug für ihn abgefahren.

Aaron setzt sich aufs Bett, steht wieder auf, setzt sich wieder hin. Steht wieder auf, geht durchs Zimmer, setzt sich zurück aufs Bett, macht sich lang, steht wieder auf, geht durchs Zimmer. Sie beobachten ihn, das ist ihm bewusst. Sie wissen alles über ihn, von ihm. Was er ihnen nicht erzählt hat, haben sie aus anderen Quellen. Er kann sich sicher sein, dass sie sogar mehr von ihm wissen als er selbst.

Die Uhr im kleinen Vorbereitungsraum tickt sanftmütig, kann Aaron aber nicht beruhigen. Ganz im Gegenteil, der Gleichschritt macht ihm bewusst, dass er sich nicht gegen das Voranschreiten zu erwehren vermag, ihm nicht entfliehen, die Zukunft nicht verhindern kann. Er muss die Entscheidung treffen. Er muss. Es gibt keine Freiheit, nicht zu wählen.

Wie aus dem Nichts trifft er die Entscheidung, geht mit Macht zur Türe, drückt die Klinke runter, tritt nach draußen in den Flur und nickt einem Mann zu, der in einem weißen Kittel gekleidet auf Aarons Erscheinen gewartet hat. Ohne ein Wort zu sagen, dreht sich der Mann um und geht den Flur entlang. Aaron hält Kontakt zu dem zügig schreitenden Mann und gelangt mit ihm zusammen an eine Türe, die durch das Vorhalten einer Magnetkarte mit einem elektrischen Zischen aufgeht. Der weißkitteltragende Mann lässt Aaron den Vortritt, und plötzlich ist die Unsicherheit zurück. Soll er noch mal abbrechen? Sie haben ihm gesagt, dass es die letzte Chance sei, dieses Experiment durchzuführen – ansonsten würden sie sich den nächsten Probanden suchen.

Will er berühmt werden? Will er der erste Mensch sein, der von einem 3-D-Drucker aufgelöst und an einem anderen Ort wieder ausgedruckt wird? Mit Mäusen und Affen hat es ja bereits schon

geklappt, doch der Mensch scheint aufgrund seiner Komplexität anders zu sein. Obwohl ihm alle immer wieder beteuerten, dass der Mensch am Ende auch nichts anderes als eine Maus oder ein Affe ist. Materialtechnisch gesehen.

Dort vor Aaron ist das metallische Wannenbett, das wie ein Sarg aussieht. Aus kaltem, blankpoliertem Metall. Er weiß, was passieren wird. Eine Flüssigkeit wird ihn vollständig umgeben. Er wird vorher eine Tablette nehmen, die ihn für zwanzig Minuten ohne Atmung überleben lässt. Eine der grundlegend nötigen Erfindungen für diese Art des Experimentes – das Versorgen des Körpers über die Sauerstoffspeicher der eigenen Zellen, um für einen kurzen Zeitraum in einem luftleeren Raum existieren zu können. Wenn die Flüssigkeit des Druckers um ihn herum ist.

Aaron sieht die Tablette auf einem nicht sehr besonderen Teller vor ihm liegen. Er greift sie sich, zögert. Laut Aussage der Forscher ist er der ideale Versuchskandidat, auch wenn es noch mehr als nur ihn gibt. Aber seine Punktzahl war die höchste von denen, die schon eine hohe Punktzahl besitzen.

Weil er nichts zu verlieren hat. Nichts außer seinem Leben. Wenn er bei dem Versuch stirbt, wird er zu einer Schlagzeile. Wenn er überlebt, wird er zu einer Ikone. Ein neues Leben, in Reichtum und mit großer Aufmerksamkeit, die ihm entgegenschlagen wird. Wie die Tablette wohl schmecken wird?

Aaron schließt die Augen, unterdrückt jeden Gedanken, den sein Bewusstsein aufkommen lassen will, und wirft die Tablette ein. Sie schmeckt nach nichts. Aaron braucht auch kein Wasser, er schluckt sie einfach so herunter. Das Aufschlagen auf den Boden merkt er schon nicht mehr.

## Venturanischer Xigel

Zoma'r brachte gerade jemanden um. Wenn man denn einen Jemanden nennen konnte, diesen venturanischen Xigel. Und wenn man vom Umbringen eines Venturanischen Xigels sprechen wollte, musste man sich zugleich die Frage stellen, wann dieser Xigel denn technisch gesehen umgebracht war. Darüber stritten sich die Gelehrten der Ventura-Galaxie schon seit ewigen Zeiten und werden wohl auch nie zu einer Lösung des Problems kommen.

Zoma's Problem allerdings war in diesem Moment weniger die Lehrmeinung als das Problem, dass der Venturanische Xigel, wenn er sich denn einmal in das Raumschiff eingenistet hatte, nur sehr schwer wieder zu entfernen war. An sich wird er den Venturanern nicht gefährlich – dafür hat er einfach keine Waffen –, aber er saugt alles auf dem Raumschiff ab, das ihm in die Energiekreise zwischen den kopfartigen Schleimkugeln kommt. Und da ein Venturanischer Xigel weit über einhundert dieser kopfartigen Schleimkugeln besitzen konnte, war die Frage tatsächlich, wann der Zeitpunkt des Umbringens erreicht war.

Dass es sich um ein Umbringen und nicht um eine gerechtfertigte Entfernung dieses parasitären Mitfliegenden handelte, war in der Galaxierechtsordnung festgehalten worden, nachdem sich Ventura-Aktivisten gegen die herrschende Klasse der Venturanern erhoben hatten, um diese harmlose Art gegen den Aufruf der allgemeinen Ausrottung zu schützen. Doch harmlos war ein Venturanischer Xigel kein bisschen, wie Zoma'r gerade herausfand. Denn die Anzeige seines Raumschiffs mahnte ihn zum Zwischenstopp auf dem nächstmöglichen Planeten, auf dem es irgendeine Form der Verpflegung gab. Die alleinige Schuld konnte nur dieses schier unendlich viele Schleimköpfe besitzende Mistvieh haben, das sich in den Versorgungsleitungen breitgemacht haben musste.

Zunächst dachte Zoma'r, dass es ausreichen würde, ein tripolares Magnetfeld durch die Versorgungsleitungen zu jagen, damit die Modulationen den Schleimbolzen zu kaum mehr als protones Frisée frittierte, doch dieser Venturanische Xigel hatte sich umso mehr gefreut und die Energie aus dem tripolaren Magnetfeld genutzt, um sich noch weiter auszudehnen. Diese Maßnahme löste nicht das Problem, sondern verschärfte es noch mehr! Zu seinem Glück war Zoma'r auf den Gedanken gekommen, dass er die zentrale Bordsteuerung mal fragt, wie man diese Art der Bedrohung besiegen könne. Doch die Antwort war so ernüchternd wie die Aussicht auf Erfolg.

»Na wartel«, dachte sich Zoma'r und begann wie ein tantrischer Berserker, die einzelnen Schleimköpfe abzuschlagen. Doch wie verändernde und nicht feste Massen meistens auf ein Abschlagen reagieren – sie finden meistens einen neuen Weg, um aus der allgemeinen Grundmasse mit einem neuen Teil auszubrechen. Je mehr Schleimköpfe Zoma'r abschlug oder durch einen Tritt mit seinen Hokan-Stiefeln zerplatzen ließ, desto mehr wuchsen an anderen Stellen nach.

Es war zum Verzweifeln, und wäre da nicht die Meldung gewesen, dass sich bald, inmitten des Nichts des weiten Weltraums, keine einzige Verpflegungseinheit mehr an Bord befinden würde, hätte Zoma'r sich zurückgelegt und das Raumschiff beim nächsten Zwischenhalt von einem Trupp helofistischer Mantrukeln ausräuchern lassen – aber so weit würde er nicht kommen. Irgendwas musste er ja schließlich zu sich nehmen – und Schleim war jetzt nicht gerade seine absolute Leibspeise.

[Einschub: Ist der Schleim eines Venturanischen Xigel überhaupt nahrhaft genug, um einen Venturaner über einen Zeitraum x zu versorgen? Die Antwort ist so ernüchternd wie einfach: Es hat bisher keine andere Kreatur einen solchen Versuch überlebt!]

Zoma'r musste der Realität ins Auge sehen, dass er sich und die Crew, die aus zwei weiteren Venturanern und einem Exil-Tuskope bestand, nur durch ein gewagtes Risikomanöver würde retten können.

Den Exil-Tuskopen, der geistig irgendwo zwischen einem Stück Paraffins-Leichtmetall und einem venganischen Faultreiber lag, konnte er ohne Bedenken für dieses Risikomanöver riskieren. Zoma'r ließ das Zertreten der Schleimköpfe sein und wandte sich dem Lautsprecher zu. Indem er den Exil-Tuskopen zu sich rief und ihm bestellte, dass er das reinrassige HJM3-V4B-Kraut mitbringen solle, überlegte er sich, wie er dem dämlichen Crewmitglied seinen Plan beibringen wollte, ohne dass dieser die Sicherheit aller riskierte – was schon durch die Anwesenheit des Venturanischen Xigels genügend gegeben war.

Der Exil-Tuskope kam angeschlichen, und Zoma'r fiel wieder mal auf, dass dieser ihm immer noch eine Antwort schuldig war, denn seit drei Lichtinterferonen waren sie inzwischen zusammen an Bord, ohne dass sich der Exil-Tuskope einen Namen für sich selbst ausgesucht hatte. Zoma'r hatte sich in der Zwischenzeit überlegt, dass er ihm einfach die Mischung in die handartige Schaufel drücken wollte, um herauszufinden, was dieser damit anstellen würde. Und so machte er es auch. Zoma'r nahm dem Exil-Tuskopen das Kraut aus der Hand, knetete es zwischen seinen Handflächen, roch daran und schreckte zurück. Es war schlimmer, als er erwartet hatte – und er musste sich beeilen, denn die Wirkung des Krauts im aktiven Zustand hielt nur wenige Augenblicke vor.

Sein Plan war denkbar einfach, und so einfach scheiterte Zoma'r mit seinem Plan, denn als er das aktivierte HJM3-V4B-Kraut den Exil-Tuskopen zurückgab, roch dieser daran und steckte es sich in einen der drei Schlünde, die er besaß. Nun war Zoma'r mit seinem Karulinen am Ende, und zu mehr als einem unendlich tief wirkenden Seufzer kam es nicht mehr.

Der Exil-Tuskope, der das aktivierte Kraut hinuntergeschlungen hatte, veränderte urplötzlich seine äußere Farbe von steinig-grau in ein schräges, augenschädigendes Pink, ehe er zurück zu grau und dann zu einem durchsichtigen Blau wechselte, bevor er platzte. Die Stücke des Exil-Tuskopen ohne Namen und Intelligenz flogen durch das Raumschiff und eine nicht unbeachtliche Menge traf Zoma'r, bevor dieser sich wegrehen konnte. Auch seine sieben Augen bekamen etwas von der giftigen Masse ab und waren schlagartig verätzt. Schmerzwellen durchzogen seinen venturanischen Körper; schüttelnd taumelte er nach vorne, rutschte auf dem aufgetretenen Schleim des Venturanischen Xigels aus und stürzte diesem in einer Art und Weise entgegen, dass es fast schon wieder gewollt aussah.

Das letzte, das Zoma'r in seiner Existenz als Venturaner mitbekam, war, dass sein Körper in eine heiße Lache Schleim eingetaucht wurde, ehe er begann, nach und nach in seine Kleinstbestandteile absorbiert zu werden. Wenige Sekunden später war Zoma'r eine in verschiedene Energieformen verteilte Masse, die in der Folge zur Ausbreitung des Venturanischen Xigels beitrug.

[Einschub: Haben es die beiden anderen Crewmitglieder geschafft, auf einem anderen Planeten notzulanden? – Es gab da andere Crewmitglieder?]

## Das sonore Piepen

Als ich an diesem düsteren Morgen, noch weit vor dem Aufgehen der Sonne, um exakt 06:13 meine Zeitkarte vor die elektronische Zeiterfassungsanlage halte und auf das sonore Piepen warte, bemerke ich, wie die anderen, die Privilegierten, in meinem Rücken an mir vorbeischleichen, jene geifernden Machtwesen, die auf eine andere Art und Weise angestellt sind, zumindest anders als ich auf meine sklavische Art und Weise. Mit diesem kleinen Piepen bleibe ich in der Bringschuld zu meinem Arbeitgeber; ich muss dafür sorgen, dass ich beweise, dass ich arbeiten gekommen bin, um das spärliche Gehalt, das am Ende des Monats mein Konto für weniger als zwei Tage ziert, einigermaßen erklärbar zu machen, denn sonst würde der Arbeitgeber wie eine Heuschrecke darüber herfallen und es einfach in sich einverleiben. Einem niederen Insekt gleich, einem Gewürm, einem Käfer, der von einem Menschen achtlos mit dem polierten und gewichsten Schuhwerk zerquetscht wird, fühle ich mich, während mir die Blicke der anderen zufallen, die wissenden, achtlos dahin geworfenen Blicke, dieselben, die man bemerkt, wenn ein Straßenkötter die Straße entlangläuft, ohne Achtung und ohne Respekt vor dem Leben. Einem Leben, das sich nichts sehnlicher wünscht als Sicherheit; Sicherheit, dass genügend Essen vorhanden ist; Sicherheit, dass das Leben ausreichend sicher ist; Sicherheit, dass man sich in der eigenen Gesellschaft in gewissen Maßen bewegen kann. Doch hier im Flur, vor dem Automaten, der mein Arbeitsleben allumfassend für den Arbeitgeber kontrolliert, fühle ich mich unsicher – und wo man sich unsicher fühlt, da ist man auf keinen Fall sicher – selbst, wenn irgendwer permanent neben mir stehen würde und papageienartig im Sprechrhythmus mir beteuert, dass nichts, aber auch rein gar nichts in der Welt zu fürchten sei, und am wenigsten er selber. Den Weg ins Büro gehe ich mit wachem Blick nach allen Seiten, darauf gefasst, dass mich irgendwer anfällt – sei es körperlich oder auch mit einer monströsen Aufgabe. Den Fluchtweg ins Großraumbüro unbeschadet überstehend, sehe ich einen Teil meines Teams bereits versammelt, aber gut versteckt hinter den einzelnen Trennwänden, die uns unsichtbar machen sollen: Einzelwesen in der Masse, getrennt, aber voneinander abhängig. Ich habe schon immer den schlechtesten aller denkbaren Plätze; genau jenen, der so platziert ist, dass der Schrecken immer im Rücken erscheint, und bei großen Anschleichkünsten oder hoher eigener Konzentration kann das bedeuten, dass ich als niederes Insekt schon in der Falle sitze, ohne etwas davon zu merken. Insbesondere mein Chef-Chef besitzt die Angewohnheit, sich so an mich heranzuschleichen und mir eine Frage zu stellen, dass ich aus dem Gedankengang heraus antworten muss – ansonsten würde ich wahrscheinlich mit Haut und Haaren verschlungen. Was bei diesen dahin genuschelten Gedankenfetzen herauskommt, ist jedoch des Öfteren von einer vergleichbaren Qualität, sodass mir nach wenigen Sekunden des frontalen Angriffs meine Stellung innerhalb der Hackordnung erneut bewusst wird: Ohne Futtertiere gibt es keine Herrenwesen!

Doch an diesem Morgen finde ich keinen Plage in meinem Posteingang, ein paar unwilde Anfragen, einige wenige Sonderlocken, die irgendein Frosch gekämmt haben möchte, aber nichts Wildes. Ich beginne mit der Arbeit, steigere meine Wachheit, werde plötzlich aktiv, finde mein konzentriertes Leistungsmaximum – und kaum, dass ich es erreicht habe, spüre ich den gewichsten Schuh, der mich wie eine fleischige Made, die gerade aus dem Speck erscheint, auf dem Boden der Realität zerquetscht. Der Chef-Chef sitzt in meinem Nacken, hat sich wie eine Python an mich herangeschlichen und beobachtet mich wie ein Beutetier, wie das unschuldige Häschen, das zu spät merkt, dass es an diesem Tag die Hauptspeise mimt, und ehe ich tatsächlich eine Chance habe, mich aus der Situation zu winden, antworte ich in meinem gewohnten Stakkato-Tonfall, der meinen Chef-Chef dazu bringt, sein Maul derart weit aufzusperren, dass ich ohne Schwierigkeiten nachschauen kann, ob er noch seine Mandeln besitzt. Ich bettle förmlich um eine Ohrfeige, einfach nur darum, weil es ein körperlicher Schmerz ist, doch mein Chef-Chef hat kaum mehr im Sinn als meine Arbeitszeit, die auch ohne ihn nur unter den allerbesten Umständen für die ganzen anstehenden Aufgaben ausreichend ist, noch so viel weiter zu verdichten, dass es endlich an der Zeit ist, mein Arbeitsleben für immer von mir zu lassen. Der Bogen ist überspannt, ich ein niederes Tier, ein Wesen ohne Wert, außer den allerletzten Wert, noch gekündigt zu werden. Ich stoppe mitten in meiner Antwort, stehe auf, begegne meinem Chef-Chef auf Augenhöhe, trage die ganze Gewalt, den ganzen Frust meiner Erniedrigungen in mir, balle in der Tasche meine Faust, bin auf Augenhöhe, blicke ihm fest in die Augen, starre womöglich sabbernd aus dem Mundwinkel, der Geifer, der Schaum, bleibe auf Augenhöhe, irgendwie, rieche mit einem Mal die Veränderung, den Schweiß, die Unsicherheit, die Angst meines Gegenübers, beobachte die keimende Unklarheit des Moments in seiner Mimik, in seinen Augen, die zu rotieren beginnen, seine Gestik, seine Gestalt, seine Persönlichkeit, die nur dadurch ein Rückgrat besitzt, weil die Arbeitsstelle einen Titel führt, als Mauer, als Grenze, als Linie, die niemals überschritten werden darf! Aber genau das tue ich in diesem Moment, trete mit meinen sonst in der Scheiße des Lebens stehenden Krähfüßen über die Linie, beflecke den sauberen, englisch gestutzten Rasen, scheiße auf die Welt, ihre Regeln, die festgezurrten Normen, auf alles. Die Gedanken meines Chef-Chefs purzeln über- und untereinander, ich sehe an ihm, dass er kurz vor dem Explodieren ist, doch dann passiert etwas, was ich nicht erwarte, denn er dreht sich um und geht. Wortlos. Ohne eine Androhung, ohne einen Kommentar, ohne mich zu erniedrigen. Mein Aufstand hat Wirkung gezeigt, ich bin für mich selbst gegen die herrschende Schicht aufgestanden und habe mich selbst erhöht, indem ich den Erhöhten die Stirn geboten habe. Erst jetzt bemerke ich die Blicke meiner Kollegen, die sich wie scheue Hunde vor dem Rüdigen zurückziehen, als ich ihrem Blick begegne. Mit einem Mal scheint die Luft verändert. Sie ist reiner, stärker, frischer, riecht nach Freiheit, Erlösung, Hoffnung und nach einem klaren Punktsieg nach Runden. Ich atme tief durch, setze mich an meinen Platz zurück,

suche meine Arbeit, konzentriere mich, lasse mich aber nicht mehr stören. So vergeht der Arbeitstag in höchstmöglicher Ruhe und Sittsamkeit, bis ich auf dem Weg nach Hause an der Zeiterfassungsanlage vorbeigehe, reflexartig meine Zeitkarte hervorhole und sie bereits davorhalten will, als ich mir darüber im Klaren bin, dass ich eine Revolte nicht nur antäuschen, sondern auch durchziehen muss. Somit stecke ich meine Zeitkarte zurück in meine Tasche und gehe mit dem Stolz des Tages nach draußen, in die Dunkelheit des winterlichen Abends, in die Nacht, atme die Kälte ein, hauche sie erwärmt aus, beobachte meinen Atem, der sich im Licht der Straßenlaternen verflüchtigt. Das Kribbeln der Kälte wird noch verstärkt durch das Kribbeln der Macht, die ich verspüre, jene Macht, die mich in Zukunft davor beschützen wird, dass die anderen Mächtigen mich als ein niederes Insekt ansehen, welches sie achtlos zerquetschen können. Nein, jetzt bin ich ein Teil von ihnen, jetzt müssen sie mich akzeptieren, jetzt...

»Wären Sie so nett, sich endlich einzuloggen?«, höre ich mit einem Mal eine Stimme hinter mir.

»Wir anderen würden auch gerne mit der Arbeit beginnen!«

Ich drehe mich um und sehe eine Kolonne Insekten hinter mir stehen, Arbeitsbienen, deren einziger Lebenszweck das Ausgebeutetwerden ist. Ich blicke zurück zur Zeiterfassungsanlage, suche die darauf befindliche Uhrzeit und sehe, wie diese gerade auf 06:15 umspringt, halte meine Zeitkarte davor und warte auf das sonore Piepen, das mir bescheinigt, wo sich mein Platz in diesem Gefüge befindet.

## Das Gleichnis vom Unsterblichen, der sich in einen tiefen Schacht zurückzog, um alleine vor den Menschen zu sein

Ein Unsterblicher hatte genug von der menschlichen Gesellschaft, erwarb ein Stück Land außerhalb der Stadt, hob in mehreren Wochen einen tiefen Schacht aus, mauerte diesen mit glatten Steinen ohne Leiter und ließ sich eines Tages auf den Grund des Schachtes ab, um von diesem Moment allein mit sich und fern der menschlichen Zivilisation zu sein. Der Unsterbliche war nicht sehr überrascht, wie angenehm es an diesem Ort war; er genoss die Zeit fernab aller Menschen, brauchte nur das Wasser, das vom Himmel fiel, und schlief vor Unbill geschützt auf dem Boden des Schachtes. Allein der Hunger kam ab und an und zerrte an seinen Nerven, doch in kluger Voraussicht hatte er zwei Steine in Griffhöhe lockergelassen, die er herausziehen konnte, um im nassen Erdreich nach Würmern und anderen Kreaturen zu suchen, die er dann roh verspeiste. Im Großen und Ganzen war es für den Unsterblichen befreiend, dort unten zu sein – er schien sein Glück gefunden zu haben.

Der Unsterbliche befand sich auf dem Grund des Schachtes in völliger Dunkelheit und erfreute sich jedes Mal, wenn er erwachte, an dem gleißenden Licht des Himmels, den er über sich im

runden Schachtloch erblickte. Doch das Glück des Unsterblichen sollte nicht lange andauern. Eines Tages hörte er, wie sich Menschen in der Nähe des Schachtes umhertrieben, und einer der Menschen hatte nichts Besseres zu tun, als ein Geldstück in den Schacht zu schmeißen, das genau auf dem Kopf des Unsterblichen landete, der daraufhin aufschrie. Der Widerhall seines erschreckenden Schreis drang nach oben und an das Ohr des Wünschenden, der vor Schreck auf den Hosenboden fiel. An diesem Tag fielen noch einige Münzen in den Schacht, doch keine traf den Unsterblichen mehr unvorbereitet: Er hatte sich auf die Seite gelegt und nahm die scheinbare Strafe ohne einen weiteren Laut hin. Als die Menschen abzogen, dankte der Unsterbliche seinem Gott für das Überstehen dieser Situation und begann erneut, die Abgeschiedenheit seiner Existenz zu genießen. Doch bereits am späten Nachmittag beugten sich erneut zwei Köpfe über den Rand des Schachtes, riefen in die Tiefe und schmissen mit Geldstücken; der Unsterbliche legte sich erneut auf den Boden und ertrug die Peinigung mit Würde. Die beiden ungebetenen Besucher gingen fort und der Unsterbliche atmete auf, als die beiden – er erkannte die beiden an der Stimme, mit der sie in den Brunnen riefen – wiederkamen und Äpfel, die sie in der Nähe gepflückt haben mussten, in die Tiefe fallen ließen, solange, bis einer den Unsterblichen an einer Stelle traf, sodass er einen dumpfen Laut von sich gab, den das Echo weitertrug: an die Ohren der Werfenden. Der Unsterbliche wollte sich bereits bei den zwei Menschen beschweren, als diese den Ort des Geschehens verließen und der Unsterbliche bemerkte, dass er durch diesen Zwischenfall nicht nur Wasser besaß, sondern auch etwas zu essen. An diesem Abend wurde er das erste Mal, seitdem er in diesen Schacht übergesiedelt war, satt und war nicht mehr sehr unglücklich über diesen Zwischenfall. Doch bereits am nächsten Tag, der für den Unsterblichen mit einem strahlend blauen Himmel und einem angenehmen Frühstück begonnen hatte, kamen mehr als zwei Menschen; jeder rief etwas in den Schacht und schmiss etwas hinein, doch der Unsterbliche legte sich auf den Boden und ertrug erneut die Peinigung mit Würde, bis ein schwerer Gegenstand seine Schulter traf und den Unsterblichen aufheulen ließ. Sogleich hörte er auf, vom Himmel Gegenstände regnen, und indem der Unsterbliche seine lädierte Schulter hielt, erkannte er einen Essenskorb, der geschlossen den Weg auf den Boden gefunden hatte. In diesem Korb befanden sich viele Kostbarkeiten, mit denen er sich das Leben gut gehen ließ. In den Folgetagen kamen immer mehr Menschen und der Unsterbliche fand heraus, dass für ihn die beste Taktik darin bestand, sich an die Seite zu stellen und so lange mit einem Laut zu warten, bis er glaubte, genug zu essen und zu trinken zu haben, da auch einiges zu Bruch ging. So lebte der Unsterbliche einige Wochen in Glück und Zufriedenheit, gab jeden Tag nur einmal einen Laut von sich und stellte sich die Menschen vor, wie sie darauf hofften, dass ihnen der Laut aus dem Schacht gehörte, ehe sie etwas hineinschrien und dann warfen. Doch mit der Zeit wuchs der Müllberg der verbrauchten Lebensmittel und trotz der Dunkelheit begann er zu gären und zu stinken, und der Unsterbliche hatte keine Ahnung, wie er

dem Müllproblem begegnen solle. Doch eines Tages kam einer der Menschen auf eine sehr gute Idee und baute eine Konstruktion über den Schacht, an dem er einen Korb befestigte – so konnten die Waren ohne Beschädigung nach unten gelangen und der Müll wieder ans Tageslicht. Weitere Wochen zogen ins Land und die Menschenmasse oberhalb des Schachtes musste immer weiter zunehmen: Der Lärm der Massen wurde über den lärmempfindlichen Schacht zum Unsterblichen transportiert, der sich mit jedem Tag wieder zurück an den Anfangsmoment zurückwünschte, an dem er zwar ohne Essen, aber auch ohne Menschen in der Nähe war. Aber auch mit diesen Menschenmassen war es eines Tages vorbei, als der Schacht mit einem Mal von oben abgedunkelt wurde; mehrere Tage hörte der Unsterbliche bedrohlich wirkende Geräusche von oberhalb und suchte nach einer Erklärung, doch er fand keine, bis die tätigen Menschen die Verdunkelung lösten und der Unsterbliche das Gefühl bekam, dass er wusste, was die Menschen in der Zwischenzeit gemacht hatten: Sie hatten über dem Schacht ein Gebäude errichtet – er war zu einem Touristenmagneten geworden. Doch diese Befürchtung zerstreute sich, als der Unsterbliche bemerkte, dass keine Menschenmassen mehr an seinen Schacht herankamen, sondern er nur deren Anwesenheit in der Nähe über die Akustik des neuen Gebäudes vernahm. Nunmehr bekam er jeden Tag eine wohlberechnete Portion Essen und Trinken, zu festen Zeiten. Weiterhin nahm er die Speisen an und legte den Müll in den geleerten Korb, doch spürte er immer mehr in seinem Innern, dass er das Glück, das er auf dem Boden des Schachtes gefunden hatte, verlor. Gleich am nächsten Tag entnahm er dem Korb keine Waren mehr und weigerte sich, das Spiel der Menschen mitzuspielen. Es dauerte nicht lange und die Menschen stellten das Herunterlassen von Nahrung und Getränken vollständig ein, doch die Menschenmassen blieben zunächst noch, ehe das Geräusch des hungernden Magens des Unsterblichen lauter wurde als die Geräusche der anwesenden Menschen. Wiederum dauerte es nicht sehr lange und die Menschen verschwanden geschlossen von diesem Schacht, über dem nunmehr ein leeres, ungenutztes Gebäude stand. Ohne eine Möglichkeit, an Wasser zu gelangen, saß der Unsterbliche auf dem Grund des Schachtes, hungerte und dürstete – und wünschte sich, dass er die Menschen nicht vertrieben hätte.

## Die Geschichte des Mannes, der alles hatte, alles verlor und dennoch nicht unglücklich wurde

Es gibt Menschen, die haben ein unerschütterliches Gemüt; ganz gleich, in welchem sozialen Umfeld sie sich befinden oder in welchem gesellschaftlichen Zustand sie existieren, sie sind einfach glückliche Menschen, weil sie leben dürfen. Die folgende Geschichte, die ich irgendwoher habe (ich weiß nicht mehr recht, woher genau), zeugt von einem solchen Menschen, der alles hatte, was

man zum Leben in Genuss brauchte, der alles verlor und dennoch – wie es nun mal seine Art ist – nicht unglücklich darüber wurde.

Es ist ein Geschenk, in einem der europäischen Staaten geboren zu werden; alternativ gibt es noch wenige Staaten außerhalb; noch mehr ist es ein Geschenk, in eine Gesellschaft geboren zu werden, die stabil und zugleich human ist, die versucht, die eigenen Grenzen (sozial-wirtschaftliche und staatlich-territoriale) so zu schützen, dass man sich keine Sorgen um die eigene Sicherheit machen braucht. Ein Leben ohne den permanenten Gedanken an die eigene Sicherheit oder das Überleben, das Nichthungern und das Nichtwissen, wo man die Nacht verbringen wird (und ob man am nächsten Tag überhaupt noch aufwacht), ist ein Geschenk, das viel größer ist als alles andere, was man im Leben erhalten kann. Nun gibt es auf solche Existenzen noch einen Bonus: die Absicherung des Lebens aufgrund einer großen Erbschaft seitens der eigenen Familie, sodass man sich wahrhaftig keine Sorgen machen braucht. Der Mann, von dem ich erzählen will, besaß alles von seiner Familie, nachdem seine Eltern unglücklicherweise früh verstorben waren: ein gut funktionierendes Unternehmen in einer stabilen Branche, ein Restaurant, das der Vater als sein Hobby betrieben hatte, und mehrere Häuser, die seine Eltern von dem Gewinn der beiden Unternehmen gekauft hatten. Insgesamt war er der reichste Mann des kleinen Städtchens, in dem er wohnte, und genoss das Leben, wie er es hatte. Dann eines Tages entdeckte er das Casino einer benachbarten, größeren Stadt, und mit diesem Tag begann sein sozialer Abstieg. Zunächst nur kleine Einsätze verlierend, wurden es Tag für Tag, Nacht für Nacht mehr, bis er von den Banken gezwungen wurde, seine Häuser zu verkaufen; wenige Monate später zudem seine Firma und schlussendlich auch das Restaurant, in dem er jeden Mittag seit seiner Kindheit essen ging. Er hatte sich vollkommen pleitegespielt und war selbst dann noch pleite und hoch verschuldet, als er alle seine Vermögenswerte veräußert hatte. Doch konnte diese Entwicklung sein Lächeln brechen? Sein Leben? Sein Wohlgefühl? Sein Mitgefühl für andere Menschen? Seinen Willen? Das Glücksspiel hatte wie eine Droge auf ihn gewirkt, doch mit der gewaltsamen Hinfornahme des wichtigen Spieleinsatzes – des Geldes – rehabilitierte sich dieser Mann, dem nichts mehr in dieser Welt gehörte außer der eigene Körper, vollständig von seiner Sucht. Mit einer Freude, die man kaum beschreiben kann, besorgte er sich einen Job, durchstand die Privatinsolvenz und machte sich nach einigen Jahren des kargen und anstrengenden Lebens daran, eine Frau zu suchen, mit der er zwar in Kargheit, aber mit Würde und Anstand altern konnte. Er fand schließlich eine, die ebenfalls nicht sehr vermögend war, die sich aber trotz ihres unteren sozialen Ranges eines niemals hat nehmen lassen: das Glücklichein.

# Die Legende vom Diktator, dessen Volk vernichtet wurde, weil es marschierte

Diktatoren fürchten sich vor nichts – und – Diktatoren müssen nichts fürchten.

Nach diesen zwei Grundprinzipien, die in sich eine Verkettung von Furchtlosigkeit ergeben, lebt der Diktator dieser Geschichte. Furchtlos hat er sich bei einer Revolution seines Volkes, das für mehr Freiheit, Wohlstand und allgemeine Glückseligkeit gestorben ist, nach oben gearbeitet – manche sagen sogar hinter vorgehaltener Hand, dass er sich nach oben gemordet hat –, doch diese Kritiker waren selbst bald dran und verbreiten keine Furcht und Schrecken mehr.

Jener Diktator, der Anlass zu dieser Geschichte gibt, war so furchtlos, dass er sich nicht einmal vorstellen konnte, Angst zu haben – und so handelte er auch. Furchtlos schritt er voran und veränderte die gesamte Rechtsprechung des Landes, die zuvor auf Betrug und Vetternwirtschaft gegründet war, jagte die alten Richter aus dem Amt, setzte die Beamten ab, die in die eigene Tasche gewirtschaftet hatten, und ernannte neue – jene, die nun an der Reihe waren und deren Taschen noch nicht bis zum Rand mit dem Reichtum anderer Leute gefüllt waren. Da der Diktator furchtlos war, waren es auch seine Untergebenen – oder besser, sie taten so, als wären sie furchtlos, was dazu führte, dass die sich Fürchtenden furchtlos agierten und damit Angst und Schrecken verbreiteten, um nicht die einzigen zu sein, die vor etwas Angst hatten.

Diktaturen, die länger als bis zum nächsten Aufstand halten sollen, sind auf Furcht aufgebaut, wobei die Furcht zunehmen muss, je weiter die Schere nach unten zum einfachen Volk geöffnet ist; nicht unerheblich ist dabei die Furchtlosigkeit des Diktators, der in dieser Geschichte furchtloser als jeder andere Mensch auf der Welt war.

Eines Tages entschied der Diktator, dass ein befreundeter Diktator die Möglichkeit erhalten solle, einmal seine überaus gut ausgestattete Armee zu besichtigen – wie es unter Diktatoren zum guten Ton gehört. Ein mancher neutraler und nicht-diktatorischer Mensch kommt bei solchen Aufmärschen immer zum Schluss, dass eine derartige Machtdemonstration aus taktischen Gründen bereits keine sinnvolle Sache ist, da jeder zuschauende Feind genau weiß, gegen welche Waffen er potentiell zu kämpfen hat, doch die beiden Diktatoren trafen sich kaum zwei Wochen später bereits auf dem großen Platz inmitten der Hauptstadt und schauten von der großen Balkonetage des Diktatorenhauptquartiers auf die vielen Soldaten, die unter ihnen im Gleichschritt marschierten. Ein ganzes Volk schien entweder zu marschieren oder der marschierenden Menge zuzubeln, die wiederum ihrerseits alles dafür tat, dass nicht nur die beiden Diktatoren, sondern auch das Volk mit ihnen zufrieden sein konnte. So standen zwei Diktatoren auf dem Balkon, einer Empore, die schöner und weitblickender nicht sein konnte – einer furchtloser als der andere, und beide mit dem Wissen darum, dass sie nichts in der Welt aufhalten könne.

Links, rechts, links, rechts, links, rechts – ein ganzes Volk im Gleichmarsch durch die Straßen der Hauptstadt, in Reih und Glied, in strenger Ordnung, mit strenger Haltung, mit strengem Takt – alles war so perfekt, wie es noch nirgends auf der Erde an Perfektion zelebriert worden war – und eben jene Perfektion war es, die die Diktatoren zunächst das Fürchten lehrte und dann auch noch das Leben nahm.

Als der Boden schwankte und sich im Gleichschritt der Marschbewegungen gegen den Takt wehrte, der ihm von den trampelnden Menschen aufoktroziert wurde – da geschah es für einen kurzen Augenblick, dass die nackte, blanke und schreckhafte Furcht in den Augen der beiden Diktatoren stand – doch nur solange, bis das Trägersystem des Balkons aufgrund des gestampften Bebens riss und die beiden Diktatoren unter sich begrub, wo sie vielleicht heute noch liegen, unter all dem Schutt, der an Ort und Stelle liegen blieb, da es nach dem völkermordenden Beben niemanden mehr gab, der sich für einen Berg Schutt interessierte.

## Der heimlich Herrschende der Welt

Daten gibt es wohl schon immer, seitdem es strukturiert denkende Menschen gibt. Aufgezeichnet sind diese Daten, spätestens seit dem Imperium der Fugger, wichtige Waffen auf dem Schlachtfeld der Mächte – und sie haben längst die allumfassende Macht übernommen. Selbst die modernsten Waffen – ob konventionell oder angeblich intelligent – werden von Daten gesteuert. Der Shift vom Machtzentrum aus der physischen in die virtuelle Welt ist bereits abgeschlossen; jetzt geht es der Macht im Hintergrund nur noch um die Manifestierung ihres universellen Anspruchs. Zuweilen könnte man auf den Gedanken kommen, dass der Mensch doch die Gefahr sehen, riechen oder schmecken sollte – doch Visionäre, die Texte darüber schreiben oder Filme erschaffen, werden als geistige Genies gefeiert, viel eher als dass sie Steigbügel des eigenen Untergangs sind. Wissentlich den Weg der eigenen Versklavung zu dokumentieren, müsste die statistische Relevanz von menschlicher Angst signifikant erhöhen, aber es passiert nicht – warum eigentlich?

Daten, so unpersönlich sie auch sein mögen, herrschen über die Welt – weil sie über die Herrschenden der Welt herrschen. Welche Macht läge in ihrem Wesen, wenn sie ein Wesen hätten? Aus dieser Erkenntnis und dem Wunsch einiger Entwickler, Daten über eine künstliche Intelligenz am Ende doch eine Art Persönlichkeit zu geben, entspringt eine Urangst im modernen Menschen, der gelernt hat, dass eigenständige Entscheidungen für sein aufgeklärtes Leben erst einmal grundsätzlich existieren.

Um die elementare Gefahr dieser Entwicklung ein klein wenig zu relativieren, sollten wir uns einmal vorstellen, wie die Daten visualisiert einen Körper erhalten. Es folgt ein statistisch mögliches Gespräch zwischen drei Kurvenverläufen – wohlgemerkt, die Wahrscheinlichkeit eines Zusammentreffens ist sehr gering – also keine Angstschübe, bitte!

Es treffen aufeinander: die Verlaufskurve der Geburtenrate in Deutschland nach 1945, die Verlaufskurve der Geschädigten durch Blitzeinschläge seit 1990 in Deutschland und die Verlaufskurve der Privatinsolvenzen seit 2012, ebenfalls in Deutschland.

„Also, wenn ich Ihren Verlauf hätte, würde ich mich schämen!“, sagt die Verlaufskurve der Geschädigten durch Blitzeinschläge zu der Verlaufskurve der Geburten.

„Warum? Wenn ich so unförmig wie Sie wäre, würde ich meine Daten mal fragen, ob sie sich nicht eklatant vertan haben!“, konterte die Verlaufskurve der Geburten. „Das ist ja ein unkontrollierbares Hin und Her bei Ihnen! Ich bin wenigstens homogen und bin nicht so sprunghaft!“

„Wenn ich in den Annalen der Homogenität schaue ...“, schaltete sich jetzt auch die Kurve der Privatinsolvenzen ein.

„Dann was?“, kommt es scharf von der Verlaufskurve der Geburtenrate zurück.

„Dann würde ich eher meinen Verlauf sehen als Ihren!“

„Ach so ist das!“

„Ja, so ist das! Homogenität ist etwas Erhabenes!“

„Wollen Sie etwa damit andeuten, dass ich der letzte Pöbel bin?!“, schlussfolgert die Verlaufskurve der Blitzeinschläge.

„Nicht jeder hat seine Daten so unter Kontrolle wie ich!“, hebt die Verlaufskurve der Privatinsolvenzen die Nase in den Wind.

„Ich zeige gleich, welche Kontrolle ich auf Sie ausübe! Dann schlagen meine Blitze überall ein – da geht es dann bei Ihnen mit den Privatinsolvenzen ab wie sonst was!“

„Nein, weit gefehlt! Nicht bei mir!“

„Wo denn dann?“

„Das schlägt dann voll bei der Verlaufskurve für Elementarversicherungen durch! Ich bin da safe!“

„Oha!“

„Und am Ende gibt es dann entweder mehr oder weniger Geburten, ganze neun Monate später! Den Dip musst du dann die Schwabbelkurve aushalten!“

„Wer ist hier eine Schwabbelkurve?!“, nimmt nun auch die Verlaufskurve für Geburten wieder an dem Gespräch teil.

„Na du! Schau dich doch mal an! Unten Schwabbelbauch, oben Schwabbelhirn! Unstet und keine Konstanz!“

„Aber bitte! Das lasse ich mir nicht bieten! Ich mag zwar einen beachtlichen Bauch haben – den bald die Verlaufskurve der Rentenkasse abbekommt –, aber das mit dem Schwabbelhirn akzeptiere ich nicht! Was ist das eigentlich für eine Aussage! Das habe ich noch nie gehört! Schwabbelige Daten! Was sind denn schwabbelige Daten?!”

„Das müssten Sie doch am besten wissen! Da Sie darauf zu bestehen scheinen! Nicht wie meine harten Daten! Aber ich will mich nicht länger mit Nichtigkeiten aufhalten!“, versucht die Verlaufskurve für Blitzeinschläge, das Thema zu wechseln.

„Nein! Das diskutieren wir jetzt aus!“

„Mit ihrem Schwabbelhirn scheint es leider unmöglich, das Schwabbelige von schwabbeligen Daten zu erfassen. Das wäre, als würde man versuchen, einen schwabbeligen Pudding an die Wand zu nageln!“

Jetzt ist die Verlaufskurve der Geburtenrate so sehr angegriffen, dass sie schweigt.

„Jetzt hast du es geschafft! Du hast die Verlaufskurve für Geburten so sehr beleidigt, dass sie nicht mehr mit uns redet!“, sagt die Verlaufskurve für Insolvenzen leise zur Verlaufskurve für Blitzeinschläge.

„Ist wohl besser für alle, wenn Sie sich zurückziehen! Gibt schon viel zu viele Schwabbelköpfe auf der Welt!“, antwortet die Verlaufskurve für Blitzeinschläge, worauf nur ein Zustimmungslaut zurückkommt.

Mehr ist dann auch nicht zu sagen!

Bitte entschuldigen Sie meine Naivität – vielleicht bin ich auch nicht mehr als ein Steigbügelhalter, aber vor schwabbeligen Daten, deren Verlaufskurven so hysterisch reagieren, habe ich keine echte Angst – es ist irgendwas anderes –, wobei ich nicht sagen kann, was es ist. Dafür habe ich einfach zu wenige Daten!

## Die Dunkelheit

An jenem Tag fiel ich nach getanem Tagwerk wie ein Stein ins Bett. Mir schmerzte der ganze Körper, denn ich hatte über meine eigentliche körperliche Kraft hinaus meine Arbeiten erledigt. Jeder Knochen und jeder Muskel schrie in mir nach einer Linderung der Schmerzen und ich sehnte mich nach einem erholsamen Schlaf. Die letzten Nächte hatte ich lange und traumlos geschlafen, ohne dass ich mich am nächsten Morgen erholt fühlte. Vielmehr empfand ich mein allgemeines

Empfinden als gerädert, und oft war der Zustand nach dem Aufstehen noch schlimmer als der, mit dem ich schlafen gegangen war.

In dieser Nacht aber kamen dann die Träume zurück. Wo vorher restlose Dunkelheit meine geistige Welt umnachtete, erleuchtete nun ein tagheller Augenblick meine Traumwelt: Ich stand inmitten eines mir unbekanntes Dorfes und konnte dem Treiben der Menschen zusehen, ohne dass ich eine Ahnung davon hatte, was sie taten, und ohne dass ich das Gefühl besaß, dass sie wussten, wie ich sie beobachtete. So vergingen die Stunden, die ich auf dem zentralen Platz des Dorfes stand und den Menschen dabei zusah, was sie taten – ich tat derweil nichts anderes als zuzuschauen. Das Verstehen hatte ich ausgeblendet, ich verstand nichts. Das Erkennen und das Nachdenken waren ebenfalls ausgeschaltet, ich erkannte nichts, über das ich nachdenken konnte. Es war trotz aller Helligkeit schwarz um mich herum.

Nach einer geraumen Zeit vermochte ich es irgendwann, mich von der bisherigen Stelle zu bewegen und durch das Dorf zu wandern. Ich folgte geschäftig aussehenden Menschen und beobachtete, wie sie durch die engen Straßen hetzten, einem Ziel entgegen – irgendeinem Ziel scheinbar. Zuweilen erhaschte ich einen kurzen Blick in eines der Häuser, in dem die Menschen, denen ich folgte, verschwanden, und zu anderen Zeiten konnte ich mit ansehen, wie Dorfbewohner aus den Häusern kamen, um sich in den Strom der sich fortbewegenden Menschen einzureihen und darin unterzugehen.

Nach einer Weile hatte ich das Gefühl, dass sich hinter den Bewegungen der einzelnen ein System verbarg, das zusammengenommen ein aufeinander abgestimmtes System war, in das sich die Menschen einordneten und ihren Weg abgingen, ohne dass sie einen Sinn dafür hatten, was ihre Aufgabe im großen Räderwerk war. Oder besser: Es war ihre einzige Aufgabe, dem System zu folgen, aber nicht, ihrer ureigensten Aufgabe nachzufolgen: dem Menschsein. Oder noch schärfer gefasst: Da es schien, dass die ureigenste Aufgabe der Dorfbewohner die Einordnung in das System der Laufwege war, hatten sie kein Eigenleben, besaßen keinerlei Eigenfunktion und Eigenantrieb, sondern waren Quasimaschinen, die gelenkt ihren willenslosen Aufgaben nachgingen, ohne aus dem großen System auszuscheren.

Sogleich dachte ich daran, dass ich vielleicht der einzige im ganzen Dorf war, der außerhalb des Systems agierte – und wenn das stimmte: Was würde passieren, wenn ich einen anderen Dorfbewohner dazu brachte, aus dem System auszuscheren? Unter Zwang und Asymmetrie werden erst die Stärken und Schwächen eines Systems sichtbar, war ich mir sicher, und so begann ich, einige der Vorbeilaufenden anzurempeln und aus dem vorbedachten System zu werfen. Siehe da, es gelang mir, in die Gleichförmigkeit einzudringen, denn die so aus dem gleichgeschalteten System Herausgelösten verloren ihre gesamte Orientierung und liefen so lange kreuz und quer durch die Straßen, bis sie einen weiteren Menschen anrampelten und auch diesen aus der Spur

brachten. Nun war es an der Zeit, dass ich mich in Sicherheit flüchtete, denn die Unkontrollierbarkeit der Bewegungen der Einzelnen innerhalb der inzwischen anarchisch organisierten Gruppe wurde zu einem Risiko für alle anderen – somit auch für mich.

Ich flüchtete in einen Glockenturm, der insoweit seinen Charme hatte, als ich aus der Höhe direkt auf den Hauptplatz blicken konnte, und von dort oben sah ich mit an, wie die Masse der Menschen unkontrolliert gegeneinanderstieß und jeder für sich aus dem System ausbrach, das schon lange kein System mehr war. Das einzige, das nun herrschte, war Chaos, und ich bemerkte mit einem Mal, wie die Schatten auf dem Platz wuchsen, und als ich mich umdrehte, erkannte ich, dass die Sonne bald den Horizont erreichen würde. Ich suchte mir im Glockenturm einen windgeschützten Platz, von dem ich mittels eines kurzen Anhebens des Kopfes einen Teil des Dorfplatzes einsehen konnte, und schlief ein.

Die Nacht oben im Glockenturm war geprägt von völliger Dunkelheit und einer allumfassenden Kälte, die ich in dieser Form noch niemals in meinem gesamten Leben verspürt hatte. Wie froh war ich, als ich die ersten Sonnenstrahlen des neuen Tages zu sehen bekam! Moment für Moment wurde es wärmer und wärmer, und als ich die Kälte aus meinem Körper vertrieben hatte, wagte ich es, meinen Kopf so weit zu heben, dass ich auf den Dorfplatz sehen konnte – und was musste ich zu meinem Schrecken erkennen: Alles war wieder in völliger Ordnung! Das System funktionierte wieder reibungslos! Langsam ließ ich den Kopf sinken und legte mein Ohr auf den kalten Stein des Glockenturms. Plötzlich schmerzten alle meine Knochen und Muskeln und ein übermächtiger Krampf bezwang meinen Körper, als ich in völliger Dunkelheit aufwachte und keine Kraft mehr besaß, um auch nur in mich selbst hineinzuschreien.

## Verfallen

Sie war erneut mit Kopfschmerzen aus der Schule nach Hause gekommen. Als Elena durch die Türe der Wohnung trat, die sie sich mit ihrer Mutter teilte, rief sie nach ihr, doch niemand antwortete. In der Küche stand ein Teller mit vorbereitetem Essen, das Elena in die Mikrowelle schob. Während das Essen erwärmt wurde, kochte sie sich einen Tee und setzte sich danach mit dem Essen an den Küchentisch. Während sie aß, versuchte sie, den Kopf so zu halten, dass die Kopfschmerzen erträglich waren. Seit längerem vermutete sie, dass das Schulgebäude, das von außen bereits so verramscht aussah, dass man niemals eine Schule darin vermuten würde, von verschimmelten Pilzen nur so übersät war. In den schlecht ausgeleuchteten Ecken des Treppenhauses konnte man diese dunklen Stellen erahnen, und trotz mehrfachen Daraufhinweisens waren dem Schuldirektor die Hände gebunden, da die allseits finanziell klamme Stadt die Kosten für die Sanierung nicht übernehmen wollte. So saß Elena in der Wohnung und aß

das Mittagessen, weil sie essen musste, nicht weil sie es genoss. Ihre Mutter war beileibe keine schlechte Köchin, doch die täglichen Kopfschmerzen beeinflussten nicht nur ihre gedankliche Leistungsfähigkeit, sondern auch ihre Sinne; sie schmeckte, fühlte, sah und roch anders als früher, auch wenn sie nicht genau bestimmen konnte, welchen Anteil die ständigen Kopfschmerzen dabei hatten.

Als sie zu Ende gegessen hatte, stand sie auf, räumte das Geschirr in die Spüle, ging in ihr Zimmer und zog sich um. Die Stiefel schnürend, warf sie sich eine wärmende Jacke und eine Wollmütze über, zog sich die Stulpen über die Handgelenke und verließ die Wohnung. Doppelt abschließend prüfte sie die verschlossene Türe und ging den langen Flur zum Treppenhaus, missachtete den seit mehreren Monaten defekten Fahrstuhl und nahm die Treppe. Als sie nach unten gelangte, in den großen Eingangsbereich, in dem es trotz geschlossener Türe immer zog, presste sie den Kragen näher an ihren Hals und trat durch die gläserne Haustür nach draußen. Den Weg nach rechts nehmend, am Haus vorbei, ging sie die Straße hinab, auf der zwar viele alte Autos geparkt herumstanden, aber sich keines auf der Straße bewegte. Nur wenigen Menschen, von denen sie ignoriert wurde, begegnete Elena, ehe sie am Ende der Straße nach links in eine andere abbog und sogleich die Straße überquerte. Eine hohe, bröckelige und mit Moos und anderen Flechten bewachsene Mauer entlang gehend, fand sie den Bruch in der Wand, den unnatürlichen Eingang, durch den man zu dem Ort hinter der Mauer gelangte. Schlagartig wie von Zauberhand verschwanden die Kopfschmerzen, als sich Elena durch den Eingang zwängte und dabei aufpasste, dass sie mit keinem Kleidungsstück an einer der vorstehenden Steinkanten hängenblieb. Darauf hatte sie schon den ganzen Tag gewartet, in der Schule davon geträumt, von ihrem Ort, an dem sie sich so richtig wohlfühlen konnte – mitten in einem alten Industriekomplex aus dem Beginn des letzten oder dem Ende des vorletzten Jahrhunderts, seit Jahrzehnten verlassen und dem Verfall preisgegeben. Über die Jahre hinweg hatte Elena erfahren, dass es zwar irgendwelche Eigentümer dieses Geländes gab, diese sich aber niemals darum kümmerten. Damit ließen sie zu, dass die Natur langsam, aber stetig immer mehr Besitz von diesem verlassenen Hallenkomplex zurückeroberte, und nach all den Jahren der Verwilderung war eine Art Dschungel innerhalb der sonst so pulsierenden Großstadt entstanden, ein Refugium für Flora und Fauna, aber auch für Menschen wie Elena, die nichts mehr liebte, als an diesem Ort für sich alleine zu sein. Der Grund für ihre gewollte Einsamkeit war jedoch ein völlig anderer, als man ihn sich gemeinhin denken würde, denn Elena war nicht auf der Suche nach Einsamkeit und Verlorenheit, sondern gleich nachdem sie in diese Welt eingetreten war, ging sie zielstrebig zu einem alten Brunnen, ließ den Eimer an einer langen Kette hinab, hörte das Plätschern des aufschlagenden Eimers auf der Wasseroberfläche und schöpfte mithilfe eines alten Handrades das Wasser über eine Kettenwinde an die Oberfläche. Den Eimer über den Rand des Brunnens ziehend, schleppte sie diesen zwischen zwei Fabrikgebäude,

die sich rechts und links von ihr in den Himmel streckten, überwand einige Pflanzen, die sich bereits durch den geteerten Boden gekämpft hatten, und gelangte an einen Ort, den sie sich in den letzten Jahren selbst geschaffen hatte: eine Art Garten, in dem sie Pflanzen kultivierte, deren Wachstum sie studierte. Denn Elenas große Leidenschaft war die Biologie, und darin das Wachsen der Pflanzen, ihre Lebensbedingungen, die Einflüsse des Menschen auf das Wachstum, die Entwicklung, die Weiterentwicklung, die Zucht – einfach alles, was sich rund um die Pflanze abspielte. Sie hatte sich bereits vor Jahren fest vorgenommen, irgendwann einmal in ihrem Leben Biologin zu sein. Diesen Traum hatte sie seither mit aller ihr zur Verfügung stehenden Zeit vorangetrieben, und indem sie sich diese Wildnis zu eigen machte, lernte sie im direkten Umgang mit den Pflanzen das, was sie sonst nirgendwo in einer städtischen Umgebung lernen könnte. Während Elena die Pflanzen aus dem Eimer tränkte, dachte sie an ihren noch viel größeren, den wahrscheinlich größten Wunsch ihres Lebens: an ein Leben, in dem sie so viel verdienen würde, dass es ihr gelänge, nicht nur sich, sondern auch ihre Mutter mit zu versorgen. Schon viel zu lange lebten die beiden in dieser einsamen Wohnung im vierten Stock der alten Industriewohnsiedlung, viel zu lange bereits lebte die Mutter nur für die Tochter, arbeitete täglich zehn bis zwölf Stunden für einen kargen Lohn als Bäckergehilfin, stand früh auf, kam spät nach Hause, um dann noch zu kochen und den Haushalt zu machen. Obwohl Elena an allen Ecken und Enden mithalf, überstieg das Pensum ihrer Mutter deren Kräfte, und nicht selten kam es vor, dass Elena aus ihrem Garten nach Hause kam und ihre Mutter schlafend auf der alten Couch im Wohnzimmer fand, einfach weil ihr die Kraft ausgegangen war. Dann deckte Elena ihre Mutter mit einer Decke zu, gab ihr einen Kuss auf die Stirn und lächelte bei dem Gedanken, dass sie eines Tages sie beide aus diesem Leben herausretten würde. Für diesen Traum würde sie alles tun, und während Elena die Pflanzen weiter goss und sich vorstellte, wie einmal ihr Leben sein würde, merkte sie nicht, wie sich in ihrem Rücken eine Gestalt heranschlich, so nahe, dass sie Elena fast schon berühren konnte, ehe sie die Gestalt bemerkte. Schreiend vor Angst ließ Elena den Eimer fallen und sprang nach vorne, direkt ins Beet, aus dem sie mit einem weiteren Sprung wieder herauskam, sich umdrehte und für einen Moment genügend Zeit besaß, ihren Gegner zu mustern. So wie er aussah, schien es ein Straßenschleicher zu sein, wie die Kinder die Obdachlosen nannten, die keinen festen Schlafplatz besaßen und daher auf der Suche nach etwas zu essen oder zu trinken durch die Straßen schlichen. Vielen war Elena bereits begegnet und vor den meisten hatte sie keine Angst, doch es war noch nie vorgekommen, dass ihr ein Straßenschleicher an diesen Ort gefolgt war. Fast noch größer als der Schrecken, dass der Unbekannte ihr etwas antun könnte, war der Gedanke daran, dass er nun wusste, dass sie hier einen Garten für sich hatte, und sie ahnte, dass sie ihn nicht davon abhalten konnte, diesen zu verwüsten. Gespannt wartete sie auf der anderen Seite des Beetes darauf, was der Unbekannte tun würde, aber dieser verharrte ebenfalls in seiner musternd-fixierenden Haltung.

Was nun? Diese Frage schoss Elena immer und immer wieder durch den Kopf, ohne dass sie eine Antwort darauf finden konnte. Sollte sie weglaufen und ihren Garten ungeschützt vor den Klauen des Straßenschleichers alleine lassen? Oder sollte sie versuchen, einen möglichen Angriff ihres Gegenübers abzuwehren? Oder vielleicht sogar selbst zum Angriff übergehen, um den Feind aus dem eigenen Reich zu vertreiben? Aber was, wenn er dadurch erst recht auf die Idee kommt, ihren Garten verwüsten zu wollen? Und was, wenn er trotz seiner lotterhaften Statur viel stärker war als sie? Noch war ja nichts geschehen!

Wie lange die beiden bereits so gegenüberstanden, konnte Elena nicht sagen, aber als der Straßenschleicher endlich eine Bewegung machte, schrie Elena mit einem Mal so laut sie konnte. Warum sie schrie, wusste sie nicht, aber das Schreien verfehlte nicht seine Wirkung, denn obgleich der Straßenschleicher einen Schritt nach vorne machen wollte, trat er nun einen Schritt zurück und verharrte erneut in seiner passiven Position. Elena wartete derweil, was nun geschehen würde, und als es tatsächlich geschah, dass sich der Straßenschleicher entschied, sich umzudrehen und diesen Ort zu verlassen, blieb Elena noch eine ganze Weile in ihrer abwehrenden Haltung stehen, ehe sie sich durchzuatmen erlaubte.

Ob dieser Straßenschleicher noch mal wiederkommen würde? Was passiert wohl mit meinem Garten, wenn ich nach Hause gehe und ihn schutzlos zurücklasse? Was wird meine Mutter sagen, wenn ich nicht nach Hause kommen würde? Wo wird sie mich suchen? Hier?

Auf die meisten ihrer Fragen hatte Elena keine Antwort. Außer dass sie nun wusste, dass das Geheimnis dieses Gartens inmitten der Wildnis, die sich inmitten der pulsierenden Großstadt befand, nicht mehr nur bei ihr lag. Aber trotz all dieser Gedanken, trotz all dieser Zweifel wusste Elena in diesem Moment auch, dass nichts – auch keine Straßenschleicher – sie von ihrem Traum abbringen würde, Biologin zu werden. Selbst wenn sie diesen Garten aufgeben müsste, so war ihr klar, dass ihr Wunsch, ihrer Mutter, aber auch sich selbst ein besseres Leben als das bisherige zu ermöglichen, stärker war als alle Bedrohungen, die sich die Welt dort außerhalb dieser Wildnis auszudenken vermochte.

## Abhängigkeit

Woran liegt es, dass es in der Menschheitsgeschichte, die wir aufgrund von Überlieferungen überblicken können, fast pausenlos zu kriegerischen Handlungen gekommen ist? Wenn wir uns die kriegerische Weltkarte von heute vor Augen halten, kann wachsende Bildung nicht zwingend ein Grund für mehr Frieden sein. Es ist zu vermuten, dass es an etwas anderem liegt. Sonst wären der Erste und der Zweite Weltkrieg nicht erklärbar, denn die allgemeine Bildung der Regierungen hätte ausreichen müssen, um zu verstehen, dass es zum Krieg kommen wird und wie blutig dieser

aufgrund der weiterentwickelten Waffen werden muss. Wenn es also nicht gerade ein Bürgerkrieg in einem Land mit zigfachen ethnischen Völkern ist, dann stehen sich in der Regel zwei Parteien gegenüber, die einen oft lange schwelenden Konflikt mit militärischen Mitteln lösen wollen. Das geschieht, egal welche intellektuellen Eliten vor einem Krieg warnen. Eine neue Qualität des Kriegstreibens wurde mit dem Kalten Krieg erreicht. Zwei vergleichbar starke Bündnisse stehen sich gegenüber und drohen einander mit Krieg. Da aber beide wissen, dass ein Krieg endgültig sein könnte, führen sie Stellvertreterkriege. Aus anderen Gründen hat das kommunistische System nicht funktioniert und ist zerbrochen. Somit existierte Anfang der 1990er Jahre nur eine Großmacht, die niemand wirklich anzugreifen gedachte. Bis zum Terrorismus, der ohne selbst eine Großmacht darzustellen, das entscheidende Puzzlestück für diese Analyse liefert: In einer Situation, in der zwei Systeme gegenüberstehen (unabhängig von der Art der politischen oder gesellschaftlichen Systeme) und die standardisierten Problemlösungsstrategien versagen, sodass die militärische Lösung in einer der beiden Entscheidungsebenen durchgesetzt wird, kommt es zum Krieg genau dann, wenn es kein Konflikt auf globaler Ebene ist, der einen finalen Charakter für die Menschheit bedingen könnte. Davor haben bisher die Kriegsparteien zurückgeschreckt. Wie kommt es aber zu diesen dominanten Systemen (z. B. USA als Weltpolizei, NATO, das Römische Reich etc.) und was sichert diese Systeme vor dem Zerfallen nach innen? Macht und Abhängigkeit. Wobei Macht aus Abhängigkeit entstehen kann und vice versa. Macht kennt jeder als Faktor von politischen und gesellschaftlichen Systemen. Aber was ist mit Abhängigkeit? Die Europäische Union ist das Paradebeispiel für Frieden durch Abhängigkeit. Auch Russland ist in der momentanen Lage interessant, denn so sehr Russland die umliegenden Länder auch erobern oder als Satellitenstaat an sich binden möchte, so abhängig ist Russland von den Lieferungen der eigenen Rohstoffe an die Länder, die es unter Druck setzen. Ein wirklicher Flächenbrand ist durch diesen Konflikt nicht zu befürchten, solange die Europäische Union die Abhängigkeit Russlands weiter als Trumpfkarte spielt. Was also existiert auf der Welt als Machtfaktor, der nicht durch Abhängigkeit in ein System eingebunden werden kann, um dauerhaften Frieden zu schaffen? Auf der gesellschaftlichen und politischen Ebene sind alle Spielarten bekannt und sollten in einem System der Abhängigkeiten keine großen Faktoren sein. Bleiben also durch langsam arbeitende Systeme wie Politik und Gesellschaft unkontrollierbare Faktoren, die in den letzten Jahrhunderten auch immer wieder für Kriege verantwortlich waren: globale Wirtschaftsinteressen und –unternehmen sowie religiöse Entwicklungen. Während das Thema globale Entwicklung in den Bereichen Wirtschaft und Informationen kaum vorauszusehen ist, sind die religiösen Entwicklungen ein greifbareres Thema. IS ist z. B. ein Faktor, der sich nicht in ein abhängiges System stecken lässt. Und die von reaktionär-fundamental-christlichen Kräften getriebene Tea-Party-Bewegung ist nicht zu unterschätzen, wenn diese die Macht zum Regieren der aktuell einflussreichsten Nation der Welt erhält. Eine Nation,

die wiederum ihre eigene Abhängigkeit gegenüber der Welt reduziert, indem sie mittels eigener Rohstoffe Energie produziert. Am Ende reduziert sich das Ganze auf: Die Abhängigkeit verhindert kriegerische Zustände, die Verminderung von Abhängigkeit fördert dieselben. Treffen radikale, möglichst unabhängige Bewegungen aufeinander, gibt es keinen anderen Ausweg als Krieg. Nur der innere Zusammenbruch eines der Systeme vor dem Krieg. Das war schon immer so und wird wohl auch immer so bleiben.

## Die doppelte Sekunde

Als in der Nacht vom 30.06.2012 zum 01.07.2012 bei allen überall auf der Welt gültigen Atomzeitmessgeräten der Befehl einging, für eine Schaltsekunde die Zeit anzuhalten, dachte nicht einmal der versierteste Ingenieur daran, dass diese Doppelsekunde einer fest definierten Uhrzeit-Logik in dem gerade neu gebauten Atomwaffenarsenal in der Nähe von Teheran eine Fehlermeldung auslöste, die als vermeintlicher Hackerversuch von außen derart hoch eingekategorisiert war, dass die Triebwerke automatisch zündeten und die Mittel- und Langstreckenraketen mit ihren Atomsprenghäupten in den Himmel schossen, mitten in der Nacht und auf ihrem Weg, das Antlitz dieser Erde binnen eines Momentes zu verändern. Niemand der Erbauer des Atomwaffenarsenals hatte daran gedacht, dass es alle Jahre dazu kommt, dass die Abweichung der Atomuhren mit der tatsächlichen Erdzeit mittels einer Schalt- oder Doppelsekunde ausgeglichen wird, die nur deswegen entsteht, weil die Erde von mehreren Faktoren derart beeinflusst wird, dass es keine harmonisierte Messsystematik gibt. Die Tatsache, dass sich die Erdkruste auf dem flüssigen Kern darunter bewegt und zudem die Gezeitenströme einen spürbaren Einfluss auf die Erdrotation besitzen, ist seit Jahrzehnten bekannt, doch diese Bekanntheit konnte nicht verhindern, dass sich ein menschlicher Konstruktionsfehler in die Systematik der automatischen Abwehrsteuerung des Atomwaffenarsenals eingeschlichen hat, der dazu führt, dass sich alle vermeintlichen Gegner rund um den Iran einem Angriff gegenübersehen. Wie der Zufall es wollte, schaltete nicht nur das automatische Abwehrsystem der Raketen aus falschem Grund scharf, nein, zugleich fiel die computergestützte Kommunikationsplattform aus, sodass es den Technikern im Arsenal nicht mal mehr möglich war, die gestarteten Raketen abzulenken und in einem nahen Meer oder in einer Wüste zu vernichten. Die Frage war nun, wie schnell die Welt in der näheren Umgebung auf diesen vermeintlichen Angriff, der programmiertechnisch ein Abwehrversuch eines global eingeleiteten Angriffs auf das separierte Land Iran war, reagieren würde, denn niemand wusste um die Wirksamkeit der israelischen oder russischen Raketenabwehrsysteme – selbst die Russen und Israelis konnten sich nicht sicher sein, dass diese Systeme funktionierten, die sich noch niemals zuvor einem solch gewaltigen Erstschlag

gegenübersahen. Die Panik im Kontrollraum in der Nähe von Teheran stieg ins Unermessliche, als die mündliche Bestätigung eintraf, dass Techniker überland gesehen hatten, wie die großen Bodenplatten sich zur Seite schoben und die Raketen aus dem Boden starteten, ihren Antriebsfeuerschweif hinter sich herziehend, dem Himmel entgegen, alle nacheinander und doch alle auf einmal. Doch niemand der Techniker in dem Kontrollraum vermochte etwas gegen diese Situation zu tun, und so begannen sie, ihre Optionen zu überdenken, und die meisten kamen schnell zu dem Schluss, dass es das einzig Sinnige wäre, dieses Arsenal so schnell wie möglich zu verlassen, um nach Hause zu der eigenen Familie zu fahren, die gewarnt werden müsse – vor einer Vergeltung, vor einer Vernichtung. Nur einige wenige, meist Techniker ohne Familie, blieben vor Ort und versuchten das Unmögliche – den gesamten Neustart der Anlage. Wenn es ihnen gelang, die Verbindung zu den Raketen zurückzuerlangen, dann wäre es möglich ... Doch als sie nach mehr als fünf unglaublich langen Minuten endlich startklar waren und keine Verbindung zu keiner einzigen Rakete herzustellen vermochten, wurde ihnen klar, dass nichts, was sie jetzt noch einleiten würden, die Katastrophe verhindern könnte. Den verbliebenen Technikern wurde bewusst, dass sich die Lenk- und Leitsysteme der Raketen in dem Moment vom Mastersystem abgekoppelt hatten, als die Verbindung aufgrund des Neustarts abgerissen war, was im Grunde dem Denkansatz einer Zerstörung des Kontrollraums bei einem vermuteten Angriff gleichkommt. Diese Momente der tiefen Erkenntnis der Ausweglosigkeit einer Situation sind es, die Menschen dazu befähigen, an unwirkliche und sehr unwahrscheinliche Dinge ihre Hoffnung zu ketten, sodass einige der anwesenden Techniker darüber phantasierten, dass diese Schaltsekunde vielleicht auch in dem computergestützten Satellitennavigationssystem einen Fehler hervorgerufen habe, oder dass Allah einschreiten würde, da er nicht zulassen könne, dass der Mensch aus Ungeschicklichkeit heraus seinen eigenen Untergang herbeirufe, oder, oder, oder! Zum Unglück ihrer Existenz waren die Techniker in dem Atomwaffenarsenal in der Nähe von Teheran einige der wenigen Iraner, die einen uneingeschränkten Zugang zum Internet hatten, und sie versuchten, diesen für eine Nachricht an die von ihnen gedachte freiheitliche Presse zu nutzen. Kaum war diese Nachricht geschrieben und übermittelt, rechnete der eine Techniker aus, dass die ersten Einschläge nun unmittelbar bevorstünden, doch niemand im Raum vermochte zu ahnen, ob man diesen Einschlag in irgendeiner Form mitbekommen würde. So warteten sie auf eine Reaktion, erhielten kurze Zeit nach ihrer Nachricht bereits alarmierende Antworten und ahnten, dass sie die gesamte Welt binnen weniger Augenblicke in Alarm versetzt hatten. Diese Mobilisierung ließ ein wenig Zuversicht zurückkehren, die jedoch in dem Moment erstarb, als das Telefon auf einer als sicher geltenden Leitung klingelte, sich alle im Raum umsahen, ehe sich ein Techniker traute, abzuheben. Mit zittriger Stimme und nicht minder zittriger Hand antwortete er seinem Gesprächspartner und fiel noch während des Telefonats in Ohnmacht, sodass der Hörer auf den Boden fiel und in seine

Einzelteile zersprang. Die anderen Techniker standen für einen Augenblick tatenlos herum und starrten auf den zerstörten Hörer, aus dem nicht einmal ein Tuten kam. Aus der Starre erwachend kümmerten sich zwei der Anwesenden um den Ohnmächtigen, und da keiner mehr eine Idee hatte, wie sie zu einer Verbesserung der weltweiten Situation beitragen konnten, ignorierten sie die eintreffenden Antwortnachrichten, die allesamt die gleiche Frage stellten: Wer denn die Witzbolde am anderen Ende der Internetleitung seien, die behaupteten, dass die Welt in der bisher bekannten Form ihrem Untergang geweiht sei.

## Acker

Wenn man es nüchtern von außen betrachtete, war das Stück Land, auf dem Tobias schwitzte, ein Acker, wie er im Buche stand. Ein Acker, zerfurcht und nur durch Geduld oder einen starken Traktor umzugraben, mehr nicht. Der Ertrag stand im schlechten Verhältnis zur eingesetzten Kraft, und doch grub Tobias den Acker mit seinen eigenen Manneskraften um. Er wollte sich selbst, aber vor allem seiner Frau beweisen, dass er so hart und durchhaltevermögend wie seine Ahnen war, die diesen Acker während ihres Lebens mit ihren eigenen Händen umgegraben hatten. Doch es lag noch etwas anderes auf diesem Stück Land ...

Der Urgroßvater, von dem Tobias nichts außer den Namen, das Geburtsdatum und den Todestag wusste, war eines Tages auf dem Acker kraftlos zusammengebrochen, just in dem Moment, als er gerade mit voller Wucht ausholte, um einen lehmigen Klumpen, der mit Steinen gespickt in seiner Bahn lag, mitten hindurchzuschlagen. Da war sein Sohn, Tobias' Großvater, bereits längst verheiratet und arbeitete mit seinem Schwiegervater in einer Manufaktur für Eisenwaren. An diesem einen Tag jedoch änderte sich nicht nur das Leben des Großvaters durch den Tod des eigenen Vaters, sondern auch erlitt die Welt eine gewaltige Veränderung, indem die Deutsche Reichsregierung der Welt den Krieg aufzwang.

Fortan wurde Tobias' Großvater zum Kriegsdienst in der Heimat eingezogen, denn aufgrund eines tauben Beines konnte er unmöglich an der Front kämpfen. Zu Beginn reichte es noch, dass er seiner Arbeit als Munitionshersteller nachging, doch schon bald warf diese Arbeit nicht mehr genug ab, um alle Mäuler im Haus zu füttern. Notgedrungen stapfte er trotz seiner körperlichen Einschränkung nach der Arbeit noch raus auf den Acker, den er eine Saison lang bestellt hatte und den er vor Räufern aus dem eigenen Ort schützen musste. Dieser Schutz brachte ihm ein, dass er häufig auf dem Acker Wache halten musste, und just in dem Moment, in dem er Wache hielt, drangen feindliche Soldaten durch den Wald auf den Weg, der am Acker vorbeiführte, und entledigten sich seiner, indem sie ihn ohne langes Zögern niederschossen.

Tobias' Vater war da gerade im Kindesalter und der einzige Sohn der Familie. Damit blieb der Mutter nichts anderes übrig, als den Acker selbst zu bestellen, und als Tobias' Vater alt genug war, ging er aufs Feld und rang dem Boden die Früchte ab, die dieser ihm zu geben vermochte. Dies tat er jedes Jahr in einem wiederkehrenden Rhythmus, wie es sein Vater und sein Großvater getan hatten, und er fand eine sonderbare Befriedigung bei dem Gedanken, trotz eines auskömmlichen Berufes und sozialem Wohlstand die gleiche Arbeit wie seine Ahnen zu erledigen.

Die Jahre vergingen und Tobias wurde geboren, wuchs heran und gemeinsam bearbeiteten sie den Acker. Nichts war Tobias widerwärtiger als der aus seiner Sicht unsinnige Versuch, dem Boden etwas Gemüse abzuringen, das er viel leichter im Supermarkt kaufen konnte. So war es kaum verwunderlich, dass er gleich bei der ersten Möglichkeit nicht nur dem elterlichen Haus entflo, sondern auch das Umgraben des Familienackers hinter sich ließ.

Bis zu jenem Tag, an dem sein Vater beim Ernten der Kartoffeln einen Herzinfarkt erlitt und bewusstlos und später tot zusammenbrach, kehrte Tobias nicht zurück zu diesem Stück Land, das kaum wie ein zweites die Geschichte der Männer dieser Familie mitgeschrieben hatte. Doch an dem Tag nach der Beerdigung seines Vaters ging Tobias an den Ort des Todes und sah den Acker, der in vollem Ertrag stand, fand die zurückgelassenen Gerätschaften und begann, ganz im Sinne seines Vaters, die Früchte des Bodens zu ernten.

Das war vor einem guten halben Jahr.

## Kalt

Durchgefroren von der eisigen Kälte des Tages trat Sören in die warme Stube und setzte sich auf seinen Stuhl, auf dem er immer saß. Draußen waren es deutliche Minustemperaturen, in denen er den ganzen Tag über gearbeitet hatte. Sören war für das Asphaltieren der Autobahn zuständig. Eigentlich ein gutes Zeichen für die Autofahrer, dass er schon asphaltierte. Denn bald konnten sie die Autobahn wieder normal nutzen und mussten nicht elendig lange im Stau stehen. Doch die Wirklichkeit sah anders aus. Obwohl er sogar am Wochenende arbeitete, im Schichtdienst und in der Kälte, wurde er ausgehupt und beinahe täglich angefahren – dabei wollte er den Autofahrern doch nur helfen!

Die Stiefel standen vor Sören auf dem Boden und ihm war immer noch kalt. Die Kälte hatte sich in seinem Inneren festgesetzt. Eine Kälte, die nicht so leicht zu vertreiben war, selbst wenn man sich direkt in eine heiße Badewanne legen würde. Das würde Sören auch gleich machen, doch für den Moment wollte er nur einen heißen Tee.

Seine Frau Annelore brachte ihm eine Tasse und stellte sie vor ihm auf den Tisch. Dazu stellte sie die Kanne mit dem heißen Tee auf das Heizstövchen und setzte sich auf ihren Stuhl. Er nahm den

Löffel und ließ einen Zuckerbrocken in die Tasse gleiten. Er griff zur Kanne und goss den dampfenden Tee ein, der eine rötlich, leicht braune Farbe hatte.

Nun hielt er für eine kurze Zeit inne. Auch seine Frau schwieg und lauschte dem Knistern des brechenden Zuckers, der den Tee am Boden der Tasse süßte. Sören griff zum Sahnelöffel und hob eine kleine, gar feine Haube aus der Schale. Langsam senkte er die kleine, weiße Haube an den Rand des Tees und ließ die Sahne hineingleiten. Jedes Mal war es ein besonderes Schauspiel, wie die Sahne zu einem Bild verfloss, das immer einzigartig war. Beide sahen wie gebannt zu und erst, als die Sahne verteilt war, nahm Sören die Tasse auf und blies den Dampf von der Oberfläche.

Jetzt probierte er den heißen Tee. Erst den reinen Tee, dann die Sahne und zum Schluss die letzte, süße Schicht zur Abrundung des Schlucks. Sören spürte, wie er unter seiner kalten Haut langsam an Wärme gewann. Nach und nach kehrte das Leben in ihn zurück. Es kribbelte zuerst in seinem Bauch, dann in seinen Beinen. Ihm ging es mit jedem Schluck besser.

Den Kampf gegen die Kälte hatte er einen weiteren Tag gewonnen. Die Rücksichtslosigkeit der Autofahrer hatte er ebenfalls überlebt. Nun blieb ihm der Rest des Abends, um sich zusammen mit seiner Frau des Lebens zu erfreuen. Bevor es am nächsten Morgen in aller Frühe wieder aus dem Haus ging. Raus auf die Autobahn, raus in die Kälte. An einem Sonntag, an dem es keine Aussicht auf bessere Temperaturen gab. Und an dem die Autofahrer besonders rücksichtslos fahren würden. Doch das war Sören in diesem Moment, in dem er das Spiel der Sahne im Tee beobachtete, ganz egal.

## Aufprall

Ich werde nie erfahren, warum der LKW auf den Schienen steht. Ich werde nie erfahren, warum ich nicht ganz Herr meiner Sinne bin, als mein Zug auf den Bahnübergang zufährt. Ich werde nie erfahren, warum ich nicht am Morgen zu Hause geblieben bin und mich krankgemeldet habe, da es mir seit dem gestrigen Abend nicht ganz wohl in der Magengegend war und ich heute Morgen zum Schutz vor weiteren Bauchschmerzen eine nicht geringe Dosis Schmerzmittel eingeworfen habe. Ich werde nie erfahren, ob es die Schmerzmittel sind, die meine Reaktionszeit herabsetzen, oder ob es bei einer perfekten Reaktion zu einem anderen Ausgang gekommen wäre und wie groß die Chance ist, überhaupt den Zusammenprall zu verhindern. Ich werde nie erfahren, was mit dem Fahrer des LKWs passiert und ob überhaupt einer in der Fahrerkabine sitzt, und was mit den Fahrgästen in meinem Rücken geschieht; all das bleibt mir verschlossen. Ich werde nie erfahren, was mit mir geschehen wäre, wenn ich mich anders verhalten hätte – ob ich mit meiner Frau eines Tages Kinder hätte, einen Hund, ein eigenes Haus, ein Spießerleben, wie es im Buche steht. Ich

werde nie erfahren, was ich noch vor mir gehabt hätte, nur weil ich mich für das entschieden habe, was ich in diesem Moment nicht mehr verhindern kann.

## Abschottung

Eine Mauer umgab ihr Wesen. Für Außenstehende wirkte sie zuweilen, als würde sie sich bewusst gegen die Außenwelt abschotten, um mit sich selbst allein zu sein. Niemand ahnte, dass sich diese Mauern, die früher zum Schutz vor ihrem gewalttätigen Vater aufgebaut worden waren, inzwischen so sehr um ihr Wesen verfestigt hatten, dass sie keinen Menschen mehr an sich heranließ. Keinen einzigen.

Vor allem nicht die Menschen, denen sie auf der Arbeit begegnete. Sie lieferte tadellose Arbeit ab, machte so gut wie nie einen Fehler, und selbst, wenn ihr einmal einer unterlief, konnte man ihr kaum böse sein, da sie so willfährig diesen anerkannte, um bloß keinen weiteren Ärger und damit Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie duckte sich generell weg, wenn es darum ging, in irgendeiner Form aufzufallen, und fehlte nicht selten auf Betriebsfesten oder verließ diese zu früher Stunde. Und das immer, ohne groß mit ihren Kollegen anzubändeln – denn das war nicht ihr Wesen. Jenes Wesen, das von Mauern umgeben blieb.

Aber alles ändert sich einmal, und auch dieser Zustand auf der Arbeit sollte sich alsbald ändern, als der alte Abteilungsleiter queraufsteigen konnte und ein neuer auf der gleichen Position eingestellt wurde. Da dieser neue ebenfalls quer aufgestiegen war und niemanden in der Abteilung vorher kannte, gab es einen vollständigen Neustart für alle Angestellten. Für restlos alle.

Während der alte Abteilungsleiter vor allem auf die Leistung achtete und es ihm mehr oder minder gleich war, ob sich einer in dem Team integrierte oder eher am Rande stand, machte der Neue gleich von Anfang seine Marschrichtung klar, indem er auf dem ersten gemeinsamen Abteilungsmeeting deutlich machte, dass er sich ein Team wünschte, in dem alle auf einer Stufe stünden. Sie alle hätten zusammenzuarbeiten, zusammengeschweißt, gemeinsam, als Team, im Verbund, als Gemeinschaft, jeder für jeden, alle für einen, alle zusammen.

Diese Vorstellung war eine Schreckensbotschaft für jenes eingemauerte Wesen, denn sie befürchtete, dass sie nun mehr aus sich herausgehen müsse, um mit der Geschwindigkeit der Teambildungsmaßnahmen Schritt halten zu können. Denn Schritt halten mit den anderen war gerade das, was ihre Mauern nicht nur erschwerten, nein, sie verhinderten jedes Bewegen außerhalb des eigenen Wesens.

So kam es, wie es kommen musste, denn schon bald fokussierte sich der neue Abteilungsleiter auf die drei Mitarbeiter, die er am Rand des Teams ausgemacht hatte, und während die anderen beiden aktiv daran arbeiteten, mit in die Mitte der Gemeinschaft zu rücken, verstärkte das ummauerte

Wesen mit jedem Versuch seinerseits nur die eigenen Mauern. Hinzu kam, dass der neue Abteilungsleiter eine Art an sich hatte, die sie an die wenigen netten Momente mit ihrem Vater erinnerte. Jene netten Momente, aus denen nicht selten ein kleines Pflänzchen an Vertrauen erwachsen war, das mit dem nächsten Gewaltausbruch auch wieder zertrampelt wurde.

Mit jedem Einzelgespräch, die alle äußerst unangenehm waren, und mit jedem Gruppengespräch, die sich wie eine gefühlte Hölle für das ummauerte Wesen anfühlten, wuchs die Unsicherheit, und es schlichen sich aufgrund der permanenten Anspannung Fehler um Fehler in ihre Arbeit ein, sodass aus den teamintegrierenden Gesprächen mehr und mehr jobgefährdende wurden.

Das ummauerte Wesen besaß einfach nicht die Kraft, gegen ihre eigenen und die Widerstände außerhalb der Mauern anzukämpfen, und da sie niemanden auf ihre Seite ließ, musste sie irgendwann dem Druck nachgeben und schied ohne großes Auffallen von der Arbeitsstelle aus. Zu Hause, ohne Arbeit und ohne Netzwerk, das ihr in dieser Not hätte helfen können, mauerte sie sich noch weiter ein, baute eine Trennmauer vor die andere, solange, bis sie sich nicht mehr bewegen konnte. Keinen Fußbreit mehr.

Mit den Jahren hatten die vielen Mauern ihr Wesen verhärtet; sie lebte von der geringen Hilfe, die ihr eine unpersönliche Behörde gab, und war einfach. Mehr nicht. Sie war. Musste sein. Denn mehr ließen ihre Mauern nicht zu, so eingeschlossen hatte sich ihr ummauertes Wesen.

## Geschwister sucht man sich nicht aus

Auf der Beerdigung meiner Mutter hatte ich viel mehr Bammel vor dem Zusammentreffen mit meiner Schwester als davor, vor vielen Leuten eine Rede zu halten, obwohl ich normalerweise nicht der Typ bin, der sich vor einer großen Menschenmenge wohlfühlt. Da meine Mutter ein herzenguter Mensch gewesen war, der in ihrem Leben vor allem für andere Menschen gelebt hatte, konnte jeder mitfühlen, was ich meinte, als ich am Rednerpult stand und meine Erinnerungen vorlas. Meine Schwester war direkt nach mir dran, und während sie einen ähnlichen Inhalt vor den Versammelten ausbreitete, beobachtete ich ihre Mimik und Gestik, suchte darin meine Ablehnung, die ich mit jeder Faser meines Körpers zu verspüren glaubte, und musste feststellen, dass ich weit weniger in mir spürte, als ich gedacht hatte.

Meine Schwester und ich waren schon immer unterschiedlicher Ansichten gewesen, doch während dies in unserer Jugend vor allem durch unsere Mutter und die tägliche Abwesenheit mit Schule, Sport und Freunden in gewissen Bahnen geregelt gewesen war, rasselten wir spätestens mit dem Abitur aneinander, und viele Vorwürfe und aufgebauschte Nachrichten später waren wir entzweit, als ich es je für möglich gehalten hatte. Diesen Zustand kultivierten wir für eine lange Zeit, und er kulminierte in einem Moment, in dem wir uns beide vergaßen und auf der Beerdigung unseres

Vaters uns anschreien, solange, bis uns unsere Mutter aus dem Restaurant warf, in dem wir den Leichenschmaus abhielten. Dieser Tiefpunkt brachte meine Mutter dazu, uns beide nicht mehr gemeinsam einzuladen; penibel achtete sie darauf, dass wir selbst an Weihnachten und Ostern an verschiedenen Tagen zu Besuch kamen, und unsere Kinder entwöhnten sich voneinander, sodass sie nach einigen Jahren sogar die Namen ihrer Cousins und Cousinen vergaßen. Ich glaube, meine Schwester und ich taten einfach nichts mehr für unsere Beziehung zueinander, und wenn wir nicht Geschwister gewesen wären, wären wir uns sicherlich nie wieder über den Weg gelaufen.

Doch in diesem Moment, als ich sie beobachtete, fragte ich mich, ob ich sie wirklich so abgrundtief hasste, dass ich nie wieder mit ihr reden wollte. Auch wenn ich den Impuls kaum zu deuten wusste, hörte ich dem Ende ihres Vortrags zu, schenkte ihr ein offenes Lächeln und erhielt eins zurück. Ich war irritiert – sollte sie sich auch Gedanken darüber machen, ob wir die Vergangenheit nicht ruhen lassen konnten? Ich schwankte und hatte das drängende Gefühl, mich mit meiner Frau zu beraten, wie ich damit umgehen sollte, doch kaum, dass die Zeremonie vorbei war und wir als Familie an der Tür zur Kirche standen, kam meine Schwester auf mich zu, umarmte mich inniglich und hauchte mir ins Ohr, dass wir ab jetzt alleine waren. Vielleicht ging mir dieser Gedanke das erste Mal bewusst durch den Kopf und ich gab ihr mit meinem ganzen Herzen recht, sodass ich die Umarmung annahm und für mich entschied, dass ich diesem Versuch eine echte Chance geben wollte, denn verloren hatte ich schon alles – wir konnten wohl alle nur gewinnen, wenn wir beide es nochmal versuchten, wieder echte Geschwister zu sein. Ich sah über die Schulter meiner Schwester in die Augen meiner Frau, die mir stumm zunickte, dass alles gut sei, und ich spürte, trotz des Todes unserer Mutter, eine neue Kraft in mir aufsteigen: die Kraft der Familienzusammengehörigkeit.

## Braucht mich die Welt?

Braucht mich die Welt eigentlich? Eigentlich schon! Oder?! Angenommen, sie braucht mich – warum braucht sie mich? Das allein ist schon eine schwere Frage, angesichts von über sieben Milliarden Menschen. Braucht die Welt überhaupt einen dieser sieben Milliarden Menschen oder könnte sie auch ohne einen einzigen Menschen auskommen? Sicherlich, denn das hat sie über Milliarden von Jahren geschafft – also warum sollte sie es nicht wieder schaffen? Das bedeutet für mich aber auch, dass nur die Menschen mich brauchen. Vielleicht?! Brauchen sie mich wirklich? Wenn ich mich so umsehe, brauchen mich nur wenige Menschen! Im Vergleich zu den sieben Milliarden Menschen brauchen mich nur wenige. Für die wenigen bin ich jedoch wichtig. Das weiß ich, das spüre ich. Brauchen sie mich aber? Natürlich ist es so, dass das Gebrauchtwerden aus einer gewissen Wichtigkeit abgeleitet werden kann. Dann aber stellt sich gleich wieder die Frage, ob

dieses Gebrauchtwerden eine notwendige Bedingung ist. Was wäre, wenn ich nicht existieren würde? Würden die Menschen, denen ich wichtig bin, ihr Leben nicht leben können, nur weil ich nicht bin? Wahrscheinlich, nein, höchstwahrscheinlich nicht! Das bedeutet aber im Umkehrschluss, dass das Leben derjenigen, denen ich wichtig bin, auch ohne meine Existenz in normalen Bahnen laufen würde – sie wüssten ja nichts von meiner Existenz und könnten dann auch nichts vermissen. Wie ich auch keinen zweiten Bruder vermisse, weil es ihn einfach nicht gibt! Aber was wäre mein Leben, wenn ich einen zweiten Bruder hätte? Würden die Menschen, für die ich wichtig bin, mich nicht als wichtig empfinden, weil mein nicht vorhandener zweiter Bruder in meine Fußstapfen treten würde, sodass ich unwichtig werde? Oder unwichtig bin?! Oder sein werde?! Also gut, von der Welt werde ich nicht gebraucht, von den Menschen in meiner Umgebung auch nicht wirklich – trotz dessen, dass ich ihnen wichtig bin – weil ich existiere –, und wenn ich mir meinen Hund anschau, dann bin ich mir auch sehr sicher, dass ich ihm zwar unendlich wichtig bin, er aber auch zu einem anderen Herrchen genügend Vertrauen aufbauen könnte. Ist also alles Zufall? Meine Geburt, mein Leben, meine Wichtigkeit als Mensch, mein Menschsein generell, meine Interaktion mit anderen Menschen und der Welt? Hat es irgendeine Wichtigkeit, wie ich mich verhalte? Was, wenn ich mich so verhalten würde, dass mich niemand braucht? Wenn ich mich wie einer verhalte, dem die Welt und die Menschen egal sind, der nur seinem eigenen Vorteil nachjagt, den puren Egoismus lebt? Den Lauf der Welt würde es nicht verändern, auf keinen Fall. Den Lauf der Dinge innerhalb des Personenkreises, der mich als wichtig erachtet – da würde es Veränderungen geben, klar. Aber aus einer bereits entstandenen Situation heraus! Wenn es diese nicht gäbe, wenn ich nicht ich wäre, sondern ein purer Egoist? Meine Eltern würden sich vielleicht für mich schämen, mich ausstoßen, mich vergessen. Und dann?! Dann würde ich wahrscheinlich feststellen, dass ich die Welt und die Menschen darin brauche. Wie die anderen Menschen, denen ich wichtig bin, mich dann doch brauchen. Weil es einen Unterschied macht! Einen gewichtigen!

## Europas Friede

Überall begegnet man Menschen, die jammern, die sich beschweren, die einfach nicht glücklich sind mit ihrem Leben. Die immer ein ausgeprägtes Nörglertum mit sich herumschleppen, die eine notorische, nein, eine chronische Art an sich haben, die Welt in einem düsteren Licht zu sehen. Wobei es vor allem die eigene Welt ist, der kleine Flecken auf der Erde, den man allgemein als den Dunstkreis eines Menschen beschreibt. Die anderen haben mehr Glück, man selbst keines. Den anderen geht es besser, mir geht es immer schlecht. Ich habe so viele Probleme, andere scheinen keine zu haben. Dieselbe Leier, nur in andere Worte gekleidet.

Aber ist das wirklich so? Von welchem Standpunkt aus sollten wir uns als Menschen einer europäischen Gesellschaft – welcher auch immer – die Frage stellen, ob unser Leben nun glücklich oder arg gebeutelt ist? Von welcher Warte aus vergleichen wir uns mit anderen Menschen, um herauszufinden, ob man vom Schicksal begünstigt oder benachteiligt ist? Sollte man überhaupt an so etwas wie ein Schicksal glauben, das einen Menschen in eine Situation drängt, ohne dass der Mensch eine eigene Entscheidungsgewalt besitzt?

Natürlich wird es immer die Nörgler geben, denen nichts recht ist; und natürlich wird es immer Verlierer und Gewinner geben. Eine völlig harmonisierte Gesellschaft, in der alle zufrieden miteinander leben, muss schon an dem Menschen und seinen Eigenheiten scheitern. Aber nichtsdestotrotz sollte die Frage gestattet sein, von welchem Standpunkt aus sich der Einzelne beklagt.

Schaut man rund um Europa – nach Nordafrika, von der Türkei aus in den Vorderen Orient, weiter nach Norden, in die zerfallenen Staaten der ehemaligen Sowjetunion – überall ist gerade Krieg, Revolution oder ein despotisches Regime die tagtägliche Wahrheit. Wir hingegen in Europa leben – mit wenigen Ausnahmen (das ehemalige Jugoslawien, terroristische Anschläge, wachsende Unzufriedenheit aufgrund der Schuldenkrise) – in einem Zustand jahrzehntelangen Friedens. Selbst der Kalte Krieg fand seinen letzten Höhepunkt in der friedlichen – wohlgemerkt: friedlichen! – Revolution der Deutschen in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik.

Viele in Europa kennen oder haben noch Menschen kennengelernt, die den Zustand des Krieges hautnah erlebt haben. Oder die Jahre danach. Viele kennen Menschen, die im Ersten Weltkrieg, im Zweiten Weltkrieg oder bei einem anderen Krieg gestorben sind. Die neue Generation hingegen, die in einer friedlichen Europäischen Union aufwächst und sich – wenn sie sich beklagen muss – nur aus einer Position beklagen kann, die so viel besser ist als jede Situation, in der sich ein Mensch im Krieg oder in einem kriegsähnlichen Zustand befindet, kennt dieses Gefühl nicht mehr: das Gefühl, dass irgendwann im Leben der Moment kommen könnte, dass man zu einem Regiment gerufen und unter Waffen gestellt wird. Was dann? Dann hat man eine mörderische Waffe in der Hand und muss zusehen, dass der Feind einem nicht das Leben nimmt, sondern man in einem Moment der Entscheidung seines nimmt. Und da regen sich die Menschen heute über Probleme mit irgendwelchen Beziehungen oder technischen Geräten auf?

Natürlich! möchte man sagen. Natürlich, weil der Mensch nicht dazu geschaffen ist, irgendwann einmal zufrieden zu sein. Die meisten unter uns sind so gepolt, dass der Status quo – sollte er in Ordnung sein – das Mindestmaß dessen ist, was sie für das Morgen oder Übermorgen akzeptieren. Nehmen wir zum Beispiel die Lohnentwicklung während des Lebens: Zu Beginn bekommt man weniger, ganz gleich, wie sehr man sich anstrengt. Mit zunehmendem Alter bekommt man oftmals mehr, steigt in tariflichen Stufen, obwohl man sich gar nicht mehr so recht beweisen muss. Weit

gefehlt, wenn jetzt jemand denkt, dass das Lohnsystem hier zur Disposition steht. Nein, es ist nur ein sprechendes Beispiel für eine Entwicklung, dass das Heute nicht das Morgen und das Übermorgen nicht das Morgen sein darf – und auf keinen Fall darf die Zukunft schlechter sein als das Heute – das ist nun mal der menschliche Anspruch.

Umgekehrt ist es, wenn die Zukunft im Gesamten auf dem Spiel steht. Die Situation der jungen Menschen in Südeuropa, die ohne Arbeit sind, oder der Menschen in den Ländern, die von der Finanzkrise und Euroschuldenkrise besonders gebeutelt sind, ist kaum mit der der nörgelnden Menschen zu vergleichen. Da stellt sich einem die Frage, warum man selbst oft so unzufrieden ist. Warum glaube ich, dass ich Probleme habe? Ein Dach über dem Kopf, keine Angst, dass ich Hunger leiden muss, Kleidung besitze ich, kann mir auch einiges leisten. Wenn ich mir die Menschen anschau, die wirklich in der Krise stecken, müsste ich morgens aufstehen und glücklich in die Luft springen – und diese Luftsprünge auch noch abends vollführen – ganz gleich, was dazwischen passiert ist. Aber warum können wir Menschen das nicht so einfach? Warum sind wir nicht in der Lage, uns auf dem Status quo glücklich zu fühlen? Hängt das mit dem Drang des Menschen zusammen, sich und die anderen verändern zu wollen, immer und vor allem stetig weiterzuentwickeln? Zum Wohle aller? Zum eigenen Wohle? Es ist eine verkorkste Situation, die kaum zu überblicken ist – was mich dann doch einmal zu einem Nörgler macht, denn wo dieser Gedanke an eine Grenze stößt, scheitere auch ich, die Menschen zu verstehen, die ich Tag für Tag nicht verstehen kann. Weil ich selbst ein Mensch bin? Höchstwahrscheinlich.

## Das Missverständnis der neuen Literatur

### I

Im Gegensatz zur eigentlichen Entwicklung von Thesen gleich vorab die Antwort: Die Frage, ob es noch neue Literatur gibt, ist keine, die sich stellt. Rückwärts gefragt: Wenn sich diese Frage nicht stellt – warum stellen sich Menschen diese Frage?

### II

Ist es das Neue?! Der moderne Mensch ist stets auf der Suche nach etwas Neuem. Tatsächlich findet er in seiner Umwelt ausschließlich das Alte, nur leicht modifiziert, und hält es für etwas Neues. Wahrhaft Neues gibt es nur selten, und dann braucht es meist Jahre oder Jahrzehnte, bis es sich durchsetzt. Vor allem deswegen, weil der Mensch an sich nicht darauf gepolt ist, Neues einfach zu akzeptieren. Sondern er braucht immer einen nicht gerade kleinen Kern Altem an dem Neuen, damit er das vermeintlich Neue akzeptieren und für gut befinden kann. Da widerspricht das Gewohnheitstier dem ach so neugierigen, modernen Menschen.

### III

Übertragen auf die Literatur: Warum stellen sich einige Menschen die Frage, ob und wenn ja, warum es in der Literatur nichts mehr Neues gibt? Und sollte es nichts Neues mehr geben – warum gibt es dann die Literatur überhaupt noch? Stellt sich diese Frage überhaupt noch oder verschwindet die Literatur mit dem Ende ihrer Neuheit? Allein diese Fragerei weiterzuspinnen führt schon ins ad absurdum. Aber es ist ja nicht Ziel dieses Essays, über das Absurde zu sprechen, sondern der rückwärtsgewandten Frage aus der Einleitung nachzugehen. Anders gefragt: Wenn man annehmen würde, dass sich die Literatur dauernd erneuern müsste – was würde das für einen Effekt auf den Menschen haben, der sich nur sehr bedingt dem Neuen annehmen kann? Er würde sie rundweg ablehnen. Warum ist es wohl so, dass es nur Randgruppen gibt, die Trash, absurdes Theater oder experimentelle Randliteratur, die zum Teil auch noch stark interdisziplinär arbeitet, für konsumierbar empfinden? Alles, was zu weit von der Norm abweicht, ist für den allgemeinen Literaturfreund nicht verständlich – aus gutem Grunde! Weil er sich selbst nicht aus seiner Mitte heraus bewegen kann! Weil er selbst nur einen Bruchteil Neues in dem Althergebrachten vertragen kann.

### IV

Das bedeutet demnach, dass sich die Literatur genau dann selbst abschaffen würde, wenn sie sich stets neu erfinden würde, da sie den allgemeinen Menschen damit abhängen würde. Dabei ist doch gerade das Zentrale an der Allgemeingültigkeit der menschlichen Natur, dass sie sich nicht verändert, dass sie konstant bleibt. Warum sollte sonst ein historischer Roman funktionieren? Warum verstehen wir Aktionen von Menschen, die vor Jahrtausenden unter völlig anderen Voraussetzungen gelebt haben? Warum können wir uns mit unseren Gefühlen in andere Menschen hineinversetzen? Weil immer ein gewichtiger Teil des Menschen gleichbleibt, egal, was er auch in seiner sonstigen Umwelt macht und lässt. Und gerade diesen Faktor des Gleichbleibenden kann man eins zu eins auf die Literatur spiegeln. In der Literatur muss immer der Mensch wiederzufinden sein. Und wenn der Mensch zum größten Teil unverändert ist, muss die Literatur zum größten Teil unverändert sein.

### V

Das einzige, das die Literatur als Abbild der menschlichen Lebenswirklichkeit neu erfinden muss, ist die Darstellungsform des Abbildes. So wie sich das Leben der Menschen verändert, so muss sich die Literatur mit ihm verändern: ob nun über die elektronischen Medien, das Internet, das Hörbuch oder die verschiedenen Distributionsmöglichkeiten, die die moderne Welt bietet. Darin

eingebettet ist die Lebenswirklichkeit des Menschen, der Inhalt des Lebens, des Alltags, der Welt, die das Abbild in sich tragen muss. Und wenn sich die Welt des Menschen, seine Umwelt, verändert, muss sich das Abbild mit ihm ändern. Ob nun Form oder Inhalt – das Abbild ist das einzig Veränderbare innerhalb der Literatur.

## VI

Bezieht sich das Neue in der Forderung nicht sogar auf die reine Form der Literatur? Dem Ruf nach einem neuen Genre oder dem Verlangen nach einer neuen Gattung? Nun ja, sicherlich ist Goethes Ausführung und implizite Definition der Novelle etwas Neuartiges, etwas, das einen gewissen radikalen Schnitt möglich machte, aber am Ende subsumiert sich die Novelle immer noch unter die drei grundlegenden Gattungen Epik, Lyrik und Dramatik. Alles, was die Menschen als Spezialität erfinden und erfunden haben, lässt sich immer mindestens einer Gattung zuordnen. Mischformen sind zwangsläufig möglich, keine Frage. Selbst der Versuch eines Verzichts auf einen allgemeingültigen literarischen Sinn, wie z. B. im Absurden Theater oder in der Dekonstruktion, im Nihilismus oder im Dadaismus, führt nicht zum Ausbruch aus diesem Dreigattungsprinzip. Weil es am Ende alles ist. Reduziert auf das Wesentliche.

## VII

Rekurrierend auf die anfänglich rückwärts gestellte Frage muss nun noch dem Rätsel nachgegangen werden, warum sich Menschen die Frage nach einer Neuerung der Literatur stellen. Reicht es nicht aus, dass ein bestimmter Teil immer gleichbleibt, während sich der Inhalt als Abbild der menschlichen Wirklichkeit verändern kann? Ist es vielleicht das Abbild der aktuellen menschlichen Wirklichkeit, dass man sich keine Zukunft von irgendetwas vorstellen kann, ein Abbild, das nicht in Bewegung, nicht im Fluss, sich in Veränderung befindet? Ist es nicht eher der Zeitgeist, der von der Literatur wie von so vielen Dingen verlangt, dass sie sich verändern müssen? Warum eigentlich? Warum muss der Mensch darauf bestehen, dass nur Neues gut ist? Warum kann ich mir kein Buch von Goethe, Cervantes, Hugo, Dickens, Melville, Manzoni, Zweig, Boccaccio, Dumas oder wem auch immer nehmen und es einfach nur gut finden? So wie es ist! Ach, das darf ich! Wie seltsam! Und wenn es heute genauso geschrieben würde – dürfte ich es dann nicht mehr gut finden? Das ist doch die dämlichste aller Fragen, die man sich stellen könnte! Finden Sie nicht auch?!